

Gründerjahre: Die mitteleuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung um 1900

Foundation Years: Pre- and Protohistoric Research in Central Europe around 1900

Ulrich Veit
Tübingen

Einführung

Wenn im Titel dieses Beitrags von „Gründerjahren“ die Rede ist, so weist dieser Begriff zunächst einmal darauf hin, dass zentrale Fachinstitutionen der mitteleuropäischen Ur- und Frühgeschichtsforschung in der Zeit um 1900 ihren Ursprung haben. Seinerzeit wurde nicht nur der Grundstein für die späteren Universitätsinstitute in Wien (1899) (Menghin 1917) und Berlin (1902) gelegt, parallel dazu konstituierte sich auch der Süd- und Westdeutsche Verband für Altertumforschung (1901) (Ament 2000), und in Frankfurt/a. M. wurde mit der Römisch-Germanischen Kommission (1902) eine erste öffentlich finanzierte Zentralstelle zur Erforschung der frühen heimischen Geschichte ins Leben gerufen (Becker 2001).

Eine solch nüchterne Bilanz der Institutionalisierung unseres Faches allein wird dem Begriff „Gründerjahre“ im Titel dieses Beitrags allerdings nicht vollständig gerecht. Vielmehr impliziert dieser Begriff auch die Vorstellung eines bestimmten „Gründergeists“ im Sinne einer Aufbruchstimmung und Fortschrittserwartung. Ziel meiner Ausführungen ist es, diesem „Gründergeist“ unter den am Aufbau des Faches Ur- und Frühgeschichte beteiligten Hauptakteuren nachzuspüren¹. Dazu reicht es aber nicht aus, den frühen Fachdiskurs für sich zu betrachten². Es ist auch notwendig, die allgemeine Entwicklung von Wissenschaft und Gesellschaft im wilhelminischen Deutschland im Auge zu behalten (Mommsen 1997). Die konzeptionellen Vorstellungen und Handlungsstrategien der für die akademische

Etablierung der Urgeschichtsforschung entscheidenden Protagonisten sind nur vor dem Hintergrund der zeit-typischen Leitideen zu verstehen.

Zentrale Leitideen oder, wie ein Ethnologe es einmal formuliert hat, „Besessenheitsmerkmale“ (Kohl 1987, 3) der Zeit vor 1900 bildeten einerseits der Positivismus, andererseits der Nationalismus. Der Einfluss des positivistischen Denkens auf die sich formierende Urgeschichtsforschung lässt sich am besten mit Blick auf das Werk Rudolf Virchows (1821–1902) und dessen Konzept einer anthropologischen Einheitswissenschaft demonstrieren. Der Einfluss des Nationalismus auf die frühe Urgeschichtsforschung hingegen wird gewöhnlich am Werk Gustaf Kossinnas (1858–1931) exemplifiziert. Auf beide Persönlichkeiten wird im Folgenden noch näher einzugehen sein. Dabei wird sich allerdings zeigen, dass eine derart einseitige Zuordnung der beiden genannten „Besessenheitsmerkmale“ den realen Verhältnissen nicht angemessen ist. Auch Virchow dachte, ungeachtet aller naturwissenschaftlichen Nüchternheit, durchaus in nationalen Kategorien³, und Kossinnas Arbeitsweise stand eindeutig in der positivistischen Tradition, die Virchows Forschungen charakterisiert. Gravierende Differenzen zwischen beiden bestanden dagegen im Grad der methodischen Reflexion und natürlich auch in der Beurteilung von Rassenfragen. Dabei ist allerdings anzumerken, dass Kossinna für anthropologische Fragestellungen objektiv betrachtet jegliche Kompetenz fehlte.

Während seit kurzem mit der Kossinna-Biographie von Heinz Grünert (2002a) eine ausgezeichnete Grundlage zur Würdigung von Kossinnas Beitrag zur Etablierung der Urgeschichtsforschung vorliegt, ist die Wirkung Virchows momentan noch sehr viel schwerer zu über-

¹ Ich danke J. Callmer (Berlin) herzlich für die freundliche Einladung zur Berliner Tagung und für die Anregung, mich ausführlicher mit dem hier behandelten Thema zu beschäftigen. M. K. H. Eggert (Tübingen) gilt – wieder einmal – mein Dank für eine kritische Durchsicht des Manuskripts und wertvolle ergänzende Hinweise.

² Quellenmäßig werde ich mich primär auf die in dieser Periode entstandenen programmatischen Schriften sowie andere publizierte Stellungnahmen stützen. Nur sekundär gehe ich auf konkrete Forschungsprojekte ein. Ebenso treten in meiner Darstellung biographische und institutionengeschichtliche Erörterungen gegenüber erkenntnistheoretischen und wissenssoziologischen Fragen zurück.

³ „Im übrigen war aber Virchow nicht nur der streng beobachtende und klassifizierende Naturwissenschaftler und Mediziner, sondern Slawophiler und Patriot zugleich, den es nicht nur bedrückte, daß ein ‚wahrhaftiges Deutsches National-Museum‘ nicht zustande kam und die deutsche Forschung sich so verzettelt [...]“ (Narr 1979, 730).

blicken⁴. Aus den vorliegenden Studien wird aber deutlich, dass seine Leistungen auf diesem Gebiet eine genauere Analyse verdient hätten. Damit ließen sich nicht nur gewisse Vorurteile ausräumen⁵, sondern auch eine Einseitigkeit des Virchow-Bildes, wie sie zwangsweise durch die Konzentration auf Einzelaspekte seines Werkes entstanden ist⁶, korrigieren. Ähnliche Probleme bereitet indes auch die Bewertung Kossinnas, dessen Werk heute zumeist nur noch unter dem Aspekt der Vorbereitung der NS-Vorgeschichte diskutiert wird.

Angesichts des Altersunterschieds von über einer Generation zwischen Virchow (geb. 1821) und Kossinna (geb. 1858), aber auch mit Blick auf die herausragende Rolle Virchows in der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts, die von Zeitgenossen mit jener Alexander von Humboldts (1769–1859) ein halbes Jahrhundert früher verglichen wurde (Andree 1976/86, I, 13), scheue ich mich vor einer direkten Gegenüberstellung dieser beiden, für die frühe Fachentwicklung als bestimmend angesehenen Persönlichkeiten. Angemessener scheint es mir, Virchows Werk mit demjenigen des parallel in Berlin wirkenden Althistorikers und Literaturnobelpreisträgers Theodor Mommsen (1817–1903) zu vergleichen. Mommsens Wirken⁷, speziell sein Engagement für die Limesforschung, war überdies für die akademische Etablierung unseres Faches von kaum geringerer Bedeutung als die Beiträge Virchows.

⁴ Zu Kossinna siehe darüber hinaus auch: Smolla 1980; 1985; Schwerin von Krosigk 1982; Veit 1984; 2000; Grünert 1992; 1998; 2002b; Brather 2001 – Zu Virchows Wirken in der Archäologie siehe insbesondere Andree 1976/86 (dazu aber einschränkend Narr 1979). Zur Person Virchows als Mediziner, Anthropologe und Politiker sind soeben außerdem zwei Biographien erschienen, die jedoch für diese Arbeit nur teilweise ausgewertet werden konnten (Andree 2002; Goschler 2002). Von den älteren Biographien sind insbesondere jene von Ackerknecht (1957) und Schipperges (1994) bedeutsam. Das spezifische Sammlungs- und Museumsinteresse Virchows hat erst kürzlich A. Matyssek (2001) beleuchtet.

⁵ So kann etwa von einer Scheu Virchows, an die Öffentlichkeit zu gehen (so Fetten 1998, 87), keine Rede sein. Virchows zentrales Anliegen war es vielmehr, die gebildete Öffentlichkeit gegen empirisch nicht genügend begründete Theorien zu immunisieren. Dazu erläuterte er die Sachverhalte. Auch dass M. K. H. Eggert (1995, 33) Virchow eine mangelnde Kenntnis der nordischen Altertumskunde vorhält, scheint mir nicht gerechtfertigt. Schon in einem Vortrag aus dem Jahre 1866 stellt Virchow die Leistungen der nordeuropäischen Urgeschichtsforscher deutlich heraus. – Überzogen ist allerdings das folgende pauschale Urteil von Andree (1976/86, I, 14.) über die Prähistoriker: „Virchows Name hat bei den meisten Prähistorikern keinen besonderen Klang. Ohne Kenntnis der Zusammenhänge und Virchows wirklicher Rolle bei der Entstehung der modernen deutschen Urgeschichtsforschung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts werden ihm Querköpfigkeit, Geheimratsallüren und vor allem völliges Versagen in der Neandertalerfrage vorgeworfen, wobei entstellende Behauptungen und Verdrehungen seiner Ansichten bezüglich der Beurteilung dieses Fundes an der Tagesordnung sind“. Narr (1979, 730) kritisiert diese Behauptung mit Verweis auf die Arbeit von H. Gummel (1938).

⁶ Ich denke etwa an das Virchows letztlich falsche, wiewohl aus der damaligen Forschungssituation heraus durchaus gut begründete Anspruchs des Neanderthal-Fundes (siehe dazu Narr 1979, 730).

⁷ Zu Mommsen: Rebenich 1997; 1999; 2002; Wolters 2002.

Der Generation Virchows gehörten auch der Germanist Karl Müllenhoff (1818–1884), der Klassische Archäologe Alexander Conze (1831–1914) und der Ethnologe Adolf Bastian (1826–1905) an, die alle an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität wirkten. Genau gleich alt wie Virchow waren die Urgeschichtsforscher Gabriel de Mortillet (1821–1898) und J. J. A. Worsaae (1821–1885). Nur wenige Monate nach Virchow wurde Heinrich Schliemann (1822–1890) geboren, mit dem Virchow über mehr als ein Jahrzehnt lang in engem persönlichen Kontakt stand. Etwas jünger sind John Lubbock (Lord Avebury) (1834–1913), Otto Tischler (1843–1891), Oscar Montelius (1843–1921) und Sophus Müller (1846–1934).

Kossinnas Werk lässt sich am besten mit jenem seines Zeitgenossen Moritz Hoernes (1852–1917) vergleichen, der parallel an der Wiener Universität lehrte, dabei aber ein ganz anderes Verständnis der Urgeschichtsforschung verfocht (Menghin 1917). Erwähnt werden muss in diesem Zusammenhang aber auch der im Vergleich zu Kossinna nur ein Jahr jüngere Carl Schuchhardt (1859–1943). Obwohl er als ausgewiesener Praktiker, speziell als Grabungspraktiker, programmatische Stellungnahmen eher mied, war sein Einfluss auf die Fachentwicklung kaum geringer als jener Kossinnas.

Zur Generation Kossinnas gehören ferner der Althistoriker Eduard Meyer (1855–1930), der Archäologe Georg Loeschcke (1852–1919), der Kulturhistoriker Karl Lamprecht (1856–1915), der Ethnologe Franz Boas (1858–1942) sowie der Rassentheoretiker Ludwig Schemann (1852–1938) – allesamt Forscherpersönlichkeiten deren Denken in jeweils spezifischer Weise Aspekte der Urgeschichtsforschung mit einschloss. Zeitgenossen Kossinnas waren außerdem Sigmund Freud (1856–1939), Emile Durkheim (1858–1917) und Max Weber (1864–1920), deren epochemachende Ideen (v. Bruch et al. 1989; Hübinger et al. 1997) jedoch in seinen Arbeiten nicht einmal indirekt einen Niederschlag gefunden haben. Noch weniger interessierte sich Kossinna für die radikalen Umbrüche in der zeitgenössischen Philosophie. Weder die Ideen der neukantianischen Philosophen Wilhelm Windelband und Heinrich Rickert zur von jener der Naturwissenschaften verschiedenen Rolle der Geisteswissenschaften (Smolla 1985, 13)⁸ noch die positivismuskritischen Beiträge zu einer philosophischen Anthropologie durch Denker wie Schopenhauer, Kierkegaard, Jacob Burckhardt oder Nietzsche (Mühlmann 1984, 140) haben in seinen Überlegungen, und sei es nur in der Abgrenzung davon, ein Rolle gespielt. Vielmehr war sein Wissenschaftsverständnis, wie das der allermeisten anderen Fachvertreter dieser Zeit, vor allem durch einen nicht reflektierten Positivismus geprägt. Dieser verband sich gerade bei Kossinna mit völkischem Ideengut, wie es

⁸ Siehe zu dieser Problematik aber Schneider 1911; Kossinna 1911.

im Umfeld der zahlreichen völkischer Vereine um die Jahrhundertwende in Berlin gepflegt wurde (Grünert 2002a und b).

Entstehungsmythen: Die fachgeschichtliche Aufarbeitung der Gründungsperiode

Bevor ich konkreter auf die entscheidende Situation vor und um 1900 zu sprechen komme, scheint es angebracht, kurz darauf einzugehen, welches Bild fachgeschichtliche Darstellungen von dieser für die Fachentwicklung so entscheidenden Periode zeichnen. Auffällig ist hierbei zunächst die schnelle Historisierung der einleitend skizzierten Entwicklungen um 1900. Sie setzt bereits in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts ein. Äusseren Anlaß für eine erste Rückgesinnung bot der hundertjährige Geburtstag Virchows am 15. Oktober 1921, der von der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte mit einer Festsitzung gefeiert wurde. Carl Schuchhardt würdigte Virchow in diesem Rahmen – neben Heinrich Schliemann – als einen der beiden Begründer der Deutschen Vorgeschichtsforschung⁹. Gleichzeitig versuchte er ihn vom nachwirkenden „Stigma“ des reinen Naturforschers zu befreien. Entgegen älteren Auffassungen sei Virchow Zeit seines Lebens gleichermaßen Naturforscher wie Historiker gewesen. Entsprechend müsse auch seine wiederholte Forderung, Prähistorie „nach naturwissenschaftlicher Methode“ zu betreiben, relativiert werden. Virchow habe damit nur ausdrücken wollen, sie müsse sich ganz an die Beobachtung, an die realen Gegenstände halten und dürfe sich nicht scheuen, die Überlieferung danach zu korrigieren. Das aber „tue jede Kunstforschung und Archäologie, wo sie vernünftig betrieben werde auch“ (Schuchhardt 1921, 18).

Andere Schwerpunkte setzt dagegen Kossinna im Rahmen eines Vortrags, den er anlässlich des zwanzigjährigen Bestehens der von ihm begründeten Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte am 12. Januar 1929 gehalten hat. Zwar würdigt auch er die Leistung der Naturforscher in den Anthropologischen Gesellschaften, die das Interesse am Gegenstand wach gehalten hätten. Er meldet indes zugleich Vorbehalte an: „Bei aller Anerkennung kann doch nicht unausgesprochen bleiben, daß die Art, wie [...] Vorgeschichte betrieben wurde, eine durchaus äußerliche war. Man beschränkte sich darauf, neue Funde zu veröffentlichen, d. h. zu beschreiben und, wenn es hoch kam, einige Seitenstücke aufzuzäh-

⁹ Schuchhardt (1921, 14) beginnt seine Ansprache mit folgenden Worten: „Am Eingang in die Deutsche Vorgeschichtsforschung stehen wie zwei große Pylonen Heinrich Schliemann und Rudolf Virchow, zwei norddeutsche Männer, ein Mecklenburger und ein Pommer, zwei Männer auch, die beide von einem anderen Beruf aus zur Vorgeschichtsforschung gekommen sind und die dann, genau gleichaltrig, in hohem Streben einander belegend und sich zusammenschließend, das Beste für unsere Wissenschaft, für unser Museum getan haben.“

len. Auf diesem Wege konnte man aber niemals dahin gelangen, große Kulturzusammenhänge, insonderheit die in Umfang und Inhalt wechselnden Kulturprovinzen der zahlreichen vor- und frühgeschichtlichen Perioden zu erkennen, geschweige denn genau abzugrenzen“ (Kossinna 1929, 2). Der Charakter der Vorgeschichtsforschung als einer im Grunde „geschichtlichen Wissenschaft“ sei seinerzeit noch nicht erkannt worden.

Ohne Virchow namentlich zu nennen, beklagt Kossinna außerdem die „engherzig ablehnende Haltung“ der „damaligen maßgebenden Persönlichkeiten in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft gegen alle selbständig auftretenden Prähistoriker“ (Kossinna 1929, 2). Diese Situation habe sich erst nach Virchows Tod und der Einrichtung der Berliner Professur im Jahre 1902 geändert. Erst ab diesem Zeitpunkt hätte die „Befreiung der Vorgeschichtswissenschaft“ aus den Fesseln der Anthropologie entschlossen zu Ende geführt werden können (Kossinna 1929, 3).

Damit hatte Kossinna bereits den Grundstein zu seinem eigenen Mythos gelegt. Er wird in der Kossinna-Biographie von Rudolf Stampfuß (1935) und ebenso in Hans Gummels umfassender „Forschungsgeschichte in Deutschland“ (1938) fassbar. Beide Schriften stehen bereits ganz im Banne der NS-Vorgeschichtsideologie. Während Stampfuß sich jedoch damit begnügt, die Selbststilisierung Kossinnas als Begründer einer neuen Wissenschaft im Sinne der NS-Ideologie fortzuschreiben, ist Gummel bemüht, auch den Leistungen von Kossinnas Vorläufern gerecht zu werden. Zwar sei Gustaf Kossinna derjenige, „in dessen Geist die Vorgeschichtsforschung im Dritten Reich vorwärts schreiten wird. Wir dürfen aber dabei nicht vergessen, was frühere deutsche Vorgeschichtsforscher geleistet haben und da, wo ihre Anschauungen mit den unsrigen nicht übereinstimmen, [müssen wir] versuchen, sie aus dem Geist ihrer Zeit heraus zu verstehen“ (Gummel 1938, 372)¹⁰. In diesem Sinne würdigt Gummel nicht nur die Leistungen Virchows (Gummel 1938, 209 ff.)¹¹, sondern auch die Arbeit der Reichslimeskommission unter der Leitung Mommsens und die sich daraus ergebende engere Zusammenarbeit zwischen vorgeschichtlicher und klassisch-archäologischer Forschung (Gummel

¹⁰ Er fährt folgendermaßen fort: „Jedenfalls dürfen wir sie nicht leichtfertig des Mangels an vaterländischer Gesinnung zeihen, wenn sie im Banne alter Überlieferung die Kulturhöhe unserer Vorfahren unterschätzten und müssen uns hüten, an die Stelle des einstigen Dogmas von der Unterwertigkeit der alten Germanen ein neues von der Unterwertigkeit früherer deutscher Gelehrter zu setzen“ (Schuchhardt 1921, 14).

¹¹ Virchows wissenschaftliche Leistungen auf dem Gebiet der Medizin wurden in der NS-Zeit verkannt und gelehnet. Tatsachen seien – wie sein Biograph Ackerknecht (1957, VII) schreibt – „von einem größtenteils negativen ‚Mythos‘ mehr und mehr vernebelt“ worden. Die erste Auflage der Virchow-Biographie von Ludwig Aschoff sei 1940 beschlagnahmt und vernichtet worden. Dazu auch Goschler (2002, 8).

1938, 309). Gummels gute Absichten werden allerdings dadurch relativiert, dass seine Arbeit die Beiträge jüdischer Forscher verschweigt¹².

Nicht wesentlich über Gummel hinaus geht eine forschungsgeschichtliche Übersicht, die Ernst Wahle (1950) unter Anknüpfung an seine Vorkriegsforschungen unmittelbar nach dem zweiten Weltkrieg veröffentlicht hat. Wahle betont darin im Sinne Kossinnas sehr deutlich den Unterschied zwischen der „Prähistorie des naturwissenschaftlichen Zeitalters“ und der darauf folgenden Phase, deren herausragendes Kennzeichen die „Hervorkehrung des historischen Gesichtspunktes“ gewesen sei. Diesem Programm, das letztlich auf Karl Müllenhoffs „germanische Altertumskunde“ zurückgehe, sieht auch er sich verpflichtet. Dabei wiederholt er seine schon früher publizierte (Wahle 1941) kritische Haltung gegenüber Kossinna: „Kossinna selbst hat allerdings seine Methode mitunter recht schlecht angewandt, und der mehrfache Wechsel seiner Ansichten über die Heimat der Indogermanen steht im Widerspruch zu dem sehr bestimmten Ton, mit dem sie dargeboten werden. [...] Kossinna erreicht das ihm vorschwebende Ziel nur sehr bedingt, weil er bei den Mitteln desjenigen Forschungsniveaus von naturwissenschaftlicher Art verharrt, das er doch zu überwinden trachtet. Er übernimmt die typologische Einstellung der Jahre um 1885“ (Wahle 1950, 88)¹³.

Die speziell für die jüngste Fachgeschichte in Deutschland charakteristische „nationalistische Übersteigerung des Bildes der Frühzeit“ sieht Wahle als unmittelbare Folge eines noch relativ wenig entwickelten Nationalbewusstseins in dem noch jungen Nationalstaat. Eine Ursache dafür sucht er im Fehlen eines „akademischen Regulators“ zur dominierenden „Denkmalpflege-Wissenschaft“ „die in dem Stoff verharrt und den Blick auf die Praxis hin wendet“¹⁴. Diese Bemerkungen sind ge-

rade vor dem Hintergrund der jüngeren Fachentwicklung, in der es zu einem weiteren, für Wahle damals noch nicht vorhersehbaren Bedeutungszuwachs des Bereiches der Denkmalpflege gekommen ist (siehe Kunow 2002), bemerkenswert. Sie könnten durchaus Anlass zu kritischen Fragen auch in Bezug auf die Gegenwart unseres Faches bieten. Dies war bislang aber noch nicht der Fall¹⁵.

Dagegen wurde Wahles Analyse der Situation des Faches in seiner formativen Periode in jüngeren fachgeschichtlichen Darstellungen zumeist weitgehend übernommen. So sieht auch Werner Krämer (1977, 17) um das Jahr 1900 einen entscheidenden Wendepunkt in der Fachentwicklung. Die Abkehr von der von Virchow vertretenen „naturwissenschaftlich geprägten Richtung der Prähistorie im Verbund von Anthropologie und Ethnologie“ war seiner Ansicht nach mit einer „neuen Hinwendung der Prähistorie zu geisteswissenschaftlichen Disziplinen“ verbunden¹⁶. Ganz ähnlich argumentiert Georg Kossack (1999, bes. 22–42) in seiner erst kürzlich erschienenen, fachgeschichtlichen Bilanz, wobei er insbesondere Wahles Kritik an der naturwissenschaftlichen Ausrichtung erneuert.

Noch einen Schritt weiter geht Manfred K. H. Eggert (1995, 34) mit der These, an der für das ausgehende 19. Jahrhundert so kennzeichnenden positivistischen Grundhaltung habe sich auch mit der zunehmenden Professionalisierung der deutschen Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie nichts geändert; sie bilde vielmehr bis heute eines ihrer wesentlichsten Kennzeichen. Gerade in diesem (negativen) Sinne könne Virchow „als einer der großen Ahnherren der deutschen Ur- und Frühgeschichtswissenschaft“ angesehen werden.

Dem gegenüber erscheint Virchows Beitrag bei Rolf Hachmann (1990, 846) in einem deutlich besseren Licht. Hachmann verweist nämlich umgekehrt auf einen mit der Aufgabe des Positivismus nach dem Tode Virchows sichtbar werdenden Verlust an „Strenge und gedanklicher Rigorosität des Vergleichs“ im Fach¹⁷. An

¹² So wird beispielsweise Abraham Lissauer (1832–1908) in dem dicken Band lediglich einmal erwähnt, und zwar als Verfasser eines Nachrufs auf Albert Voß (Gummel 1938, 465). Seine Arbeit in der „Typenkartenkommission der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft“ bleibt unerwähnt (Andree 1969, 109; zu Lissauer siehe K. v. Steinen, Zeitschr. Ethn. 40, 1908, 920–922). Gummel (1951, 8 Anm. 15) hat sich nachträglich folgendermaßen gerechtfertigt: „Ich hätte sehr gern dem auch von Gustaf Kossinna in seinen Vorlesungen und Seminarübungen während meiner Studienzeit gebührend gewürdigten ausgezeichneten westpreußischen Urgeschichtsforscher Abraham Lissauer ein ehrendes Denkmal in meiner „Forschungsgeschichte in Deutschland [...] gesetzt, unterließ es aber, weil ich damit zweifelsohne das Erscheinen des Bandes in Frage gestellt hätte. Wer überzeugt ist, daß er in meiner Lage anders gehandelt haben würde, der werfe den ersten Stein!“

¹³ „Kossinna neigt im Sinne des typologischen Zeitalters zu einer starr-schematischen Nutzung des Stoffes. Er findet die scharf umrissenen Kulturprovinzen, die er benötigt, und das in der antiken Quelle genannte Volk ist ihm ein so konstanter Begriff, daß er von Germanen der Bronzezeit und von mesolithischen Ur-Indogermanen redet“ (Gummel 1951, 8 Anm. 15).

¹⁴ „In Deutschland vermag sie auch deshalb zu besonderer Geltung kommen, weil ihr fehlt. Die Prähistorie wächst sich hier zu einer

Denkmalpflege-Wissenschaft aus, die in dem Stoff verharrt und den Blick auf die Praxis hin wendet; ihre Vertretung auf den Universitäten ist allzu gering, als daß sie ein genügendes Gegengewicht gegenüber dieser Entwicklung und auch dem besonderen Anliegen der Laien darstellen könnte. So kommt der politische Missbrauch zustande, und das Fach muss damit die Folgen einer Vernachlässigung tragen, die es schon gegen den Ausgang des vergangenen Jahrhunderts als eine solche empfunden hat“ (Gummel 1951, 105).

¹⁵ Zur selben Problematik siehe aber die Ausführungen von Narr (1990 bes. 303 ff.).

¹⁶ Frank Fetten (1998, 102) spricht im selben Zusammenhang gar davon, das Fach sei „dem historistischen Rausch“ verfallen.

¹⁷ „Es gehört zur Tragik der Forschungsgeschichte, daß mit der Aufgabe des Positivismus auch die Strenge und gedankliche Rigorosität des Vergleichs – des Fundvergleichs, des Typenvergleichs, des Stilvergleichs, des Kulturvergleichs – zum großen Teil aufgegeben wurden“ (Hachmann 1990, 846).

die Stelle nüchterner Beweisführung sei „denkerische Oberflächlichkeit, oft gepaart mit sprachlicher Eloquenz“ getreten¹⁸. Von hier aus sieht Hachmann einen direkten Weg zur NS-Vorgeschichtsideologie: „Es war die Zeit einiger Scharlatane, und es war die Zeit derer, die ehrlich und redlich, ein wenig naiv, aber unreflektiert mitmachten, ohne eigentlich selbst genau zu wissen, was sie taten“ (Hachmann 1990, 845).

Dieser Einschätzung wird man mit Blick auf fachpolitisch einflussreiche Akteure der 30er und 40er Jahre sicher zustimmen können, auch wenn eine abschließende Bewertung der NS-Vorgeschichtsforschung noch aussteht¹⁹. Uneinigkeit besteht allerdings weiterhin hinsichtlich der Frage, inwieweit das Werk des bereits 1931 verstorbenen Gustaf Kossinna in diesem Zusammenhang zu beurteilen ist. Heinz Grünert (2002 a und b) hat biographische Materialien vorgelegt, die anschaulich belegen, wie Kossinna nicht nur objektiv, sondern auch subjektiv zum „Wegbereiter der nationalsozialistischen Ideologie“ wurde. Er bekräftigt damit nicht nur die Einschätzung einer jüngeren, ideologiekritisch ausgerichteten Fachgeschichtsschreibung, die Kossinna zu einem Symbol für den politischen Missbrauch einer Wissenschaft gemacht hat (z. B. Arnold 1990; 1992), sondern – wenn auch unter umgekehrtem Vorzeichen – die Einschätzung der oben zitierten Fachgeschichtsschreibung der 1930er Jahre. Entsprechend kritisch steht eine jüngere Forschergeneration auch den von Kossinna verfochtenen methodologischen Prinzipien gegenüber und relativiert seine Bedeutung für die Fachentwicklung stark²⁰. Anerkennung finden allenfalls seine organisatorischen Leistungen für das Fach (Brather 2001).

Dem gegenüber steht das Bemühen einer älteren Generation von Forschern, deutlich zu machen, dass die von Kossinna um 1900 aufgeworfenen Fragen nicht die eines Außenseiters waren, sondern – ungeachtet aller berechtigten Kritik an dessen Arbeitsweise – durchaus den Kern des zeitgenössischen Fachdiskurses bildeten²¹. Ganz in diesem Sinne hat Günter Smolla (1980; 1985) mittels differenzierter biographischer Beweis-

führung versucht, zwischen dem jungen Kossinna, der dem Fach ein Paradigma im Sinne Thomas S. Kuhns gegeben habe, und dem Chauvinisten und Rassisten der späten Jahre zu unterscheiden. Smolla zufolge habe sich die Wandlung Kossinnas zum Deutschnationalen erst in dessen sechstem Lebensjahrzehnt vollzogen, also lange nachdem er seine methodischen Schriften konzipiert und veröffentlicht hatte. Diese Position unterschätzt möglicherweise die Konsequenz und Kontinuität in Kossinnas persönlicher Entwicklung²². Andererseits kann man sich bei genauer Betrachtung der zeitgenössischen Verhältnisse in den Altertums- und Geschichtswissenschaften Smollas Einsicht nicht verschließen, dass in Kossinna mit allen seinen Stärken und Schwächen ein durchaus normaler Wissenschaftler seiner Zeit vor uns steht.

Außerdem warnt uns Smollas differenzierte Analyse davor, die Situation um und nach 1900 nur retrospektiv aus der Perspektive der NS-Vorgeschichte verstehen zu wollen²³. Dies würde die wirklichen Verhältnisse in dieser formativen Periode der Fachentwicklung, in der dem Fach – wie im folgenden zu zeigen sein wird – durchaus noch verschiedene inhaltliche Optionen offen standen, entstellen. Zu wenig berücksichtigt wurde bislang in entsprechenden fachgeschichtlichen Erörterungen zur Genese des Faches Ur- und Frühgeschichte die aus der Wissenschaftsforschung geläufige Tatsache, dass sich bei entsprechenden fachlichen Institutionalisierungsprozessen nicht zwangsläufig die inhaltlich überzeugendste Alternative durchsetzt. Vielmehr spielen in solchen Fällen gewöhnlich auch die institutionellen und politischen Rahmenbedingungen, und damit letztlich Machtfragen, eine ganz entscheidende Rolle (siehe Veit 1995). Inwiefern dies auch für die frühe Urgeschichtsforschung gilt, wird im folgenden zu diskutieren sein. Dabei werde ich mich speziell auf die Situation in Berlin konzentrieren²⁴.

Anthropologie und Altertumswissenschaft im ausgehenden 19. Jahrhundert: Rudolf Virchow und Theodor Mommsen

Die preußische Metropole war vor und um 1900 nicht nur die am dichtesten besiedelte Stadt der Welt, ein zivilisatorisches Zentrum mit so modernen Einrichtungen wie U-Bahn, elektrischen Oberleitungsbussen und Fernsprechamt, sie war auch das unumstrittene

¹⁸ Allerdings beklagt Hachmann, dass die Möglichkeiten der positivistischen Wissenschaftsphilosophie nicht zu Ende gedacht worden seien: „Die Entwicklung des Positivismus zum Verfahren einer ‚auf das innerste Wesen der Dinge eingehende allseitige Reflexion‘, die sich schließlich logischer Prinzipien bediente, ist in der Vor- und Frühgeschichtsforschung, die sich allmählich professionell zu entwickeln begann, großenteils unterblieben; sie wurde abgebrochen. Es war eine Entwicklung, die der Wissenschaft viel Schaden zufügte, und die Gründe dafür wurden nie erkannt“ (Hachmann 1990, 844 f.).

¹⁹ Siehe dazu neuerdings Leube (2002).

²⁰ Die geschichte ungeachtet des großen Einflusses nicht nur in Mitteleuropa, sondern – über das Werk Childes – auch in der englischsprachigen Welt (Veit 1984).

²¹ Dies wird auch noch sichtbar an der Gewichtung der ethnischen Fragestellung in der einflussreichen Facheinführung der Nachkriegszeit von Eggers (1959).

²² Außerdem verkennt eine solche Position, dass Übertreibungen und ideologische Einseitigkeiten in vielen Fällen am Beginn wissenschaftlicher Paradigmenbildung stehen und trotzdem der Forschung neue Wege eröffnen.

²³ Siehe diesbezüglich auch die Studie von D. Hakelberg (2001) zu Ernst Wahle, in der auf Mentalitätsunterschiede zwischen der ersten Schülergeneration Kossinnas und den jüngeren Hauptrepräsentanten der NS-Vorgeschichtsforschung hingewiesen wird.

²⁴ Übersichten zu diesem Thema bieten Hänsel 1991; Kerndl 1991; Grünert 1992; Leube 1998.

kulturelle und wissenschaftliche Zentrum des wilhelminischen Deutschland. Diesen Ruf hatten ihr in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Gelehrte wie der Sprachwissenschaftler und Bildungspolitiker Wilhelm von Humboldt (1767–1835), sein jüngerer Bruder, der Naturforscher Alexander von Humboldt (1769–1859), der Germanist Jacob Grimm (1785–1863) oder der Historiker Leopold von Ranke (1795–1886) eingetragen. Deshalb verwundet es nicht, dass gerade von hier die entscheidenden Impulse für die Entwicklung der Ur- und Frühgeschichtsforschung ausgingen.

Allerdings waren die Ausgangsbedingungen dafür zunächst alles andere als günstig. Im Gegensatz zur Situation in Dänemark und Schweden (Klindt-Jensen 1975) fehlte in der Urgeschichtsforschung des deutschsprachigen Raumes im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts eine Persönlichkeit, die sich aus einer gesicherten Stellung im Fach heraus energisch für deren Belange einsetzen konnte. Ludwig Lindenschmidt d. Ä. (1809–1893), Direktor des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz war dazu – aufgrund seiner fachlichen Herkunft (aus dem Bereich der Bildenden Kunst) sowie seines fortgeschrittenen Alters – nicht in der Lage. Der in Königsberg wirkende Otto Tischler (1843–1891), der im gleichen Jahr wie Oscar Montelius (1843–1921) geboren wurde, hatte aufgrund seines frühen Todes nicht genug Zeit in eine solche Schlüsselposition hineinzuwachsen. So blieb nur der damals ebenfalls nicht mehr ganz junge Rudolf Virchow (1821–1902) (Abb. 1), der sich in seinem dritten Lebensabschnitt, nach einer äußerst erfolgreichen Karriere als Mediziner und Politiker, verstärkt der Urgeschichtsforschung zuwandte. Sein Ruf als medizinischer Wissenschaftler und seine Energie verschafften dem jungen Fach, das bis dahin „wegen der Schwindler und Sonderlinge in [seinen] Reihen mit einem nicht ungerechtfertigten Argwohn betrachtet worden war, Achtung“ (Ackerknecht 1957, 195).

Den organisatorischen Rahmen für Virchows Aktivitäten bildete die von ihm mitbegründete Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte und ihre Berliner Tochterorganisation, deren Publikationsorgane er größtenteils selbst betreute. Virchow sorgte außerdem dafür, dass mit Albert Voß (1837–1906) einer seiner Schüler am neu eingerichteten Berliner Museum für Völkerkunde die prähistorischen Funde fachlich betreute. Außerdem konnte er Heinrich Schliemann davon überzeugen, seine Sammlung trojanischer Altertümer nach Berlin zu geben²⁵. Schließlich vertrat Virchow die deutsche Anthropologie und Urgeschichtsforschung über einen langen Zeitraum auf internationalen Fachtagungen und gab seine

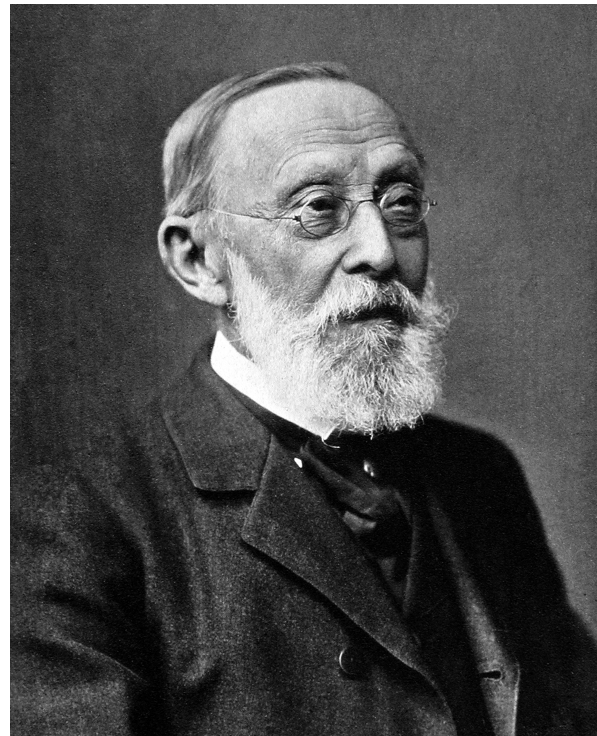


Abb. 1: Rudolf Virchow (1821-1902)

dabei gewonnenen Erfahrungen an die lokal agierenden Forscher weiter.

Diese Leistungen sind, jedenfalls unter den forschungsgeschichtlich interessierten Fachvertretern, seit langem bekannt (Narr 1979) und begründen Virchows Ruf „als Doyen der entstehenden ‚Zunft‘ prähistorisch orientierter Archäologen“ (Kossack 1999, 33). Dagegen sind seine konkreten Forschungsbeiträge auf dem Gebiet der prähistorischen Forschung, abgesehen von seiner unglücklichen Position in der Neandertalerfrage, in der Regel in jüngeren Erörterungen weit weniger präsent. Dabei zeigen gerade diese Stellungnahmen, etwa im Bereich der archäologischen Slawenforschung (Virchow 1880, 75 ff.), Virchows außerordentlichen Sinn für archäologische Methodenfragen.

Richtig ist allerdings auch, dass Virchow aufgrund seiner zahlreichen Verpflichtungen auf ganz verschiedenen Gebieten, in der Wissenschaft wie in der Politik, nicht in der Lage war, selbst größere urgeschichtliche Forschungsprojekte, wie etwa mehrjährige Plangrabungen, durchzuführen. So beschränkte er sich auf die Rolle des Initiators von Forschungen Dritter sowie auf die Rolle des Experten für spezifische naturwissenschaftlich-anthropologische Fragestellungen im Zusammenhang mit archäologischen Projekten. Insbesondere aber verstand er es wie kein zweiter, den am Gegenstand ernsthaft Interessierten zentrale Fragestellungen und eine stringente Methodik zu vermitteln. Mit großer Klarheit und beachtlichem didaktischem Geschick erläuterte er im

²⁵ Siehe dazu Virchow 1881; Herrmann 1990a und b; 1992; Herrmann/Maaß 1990.

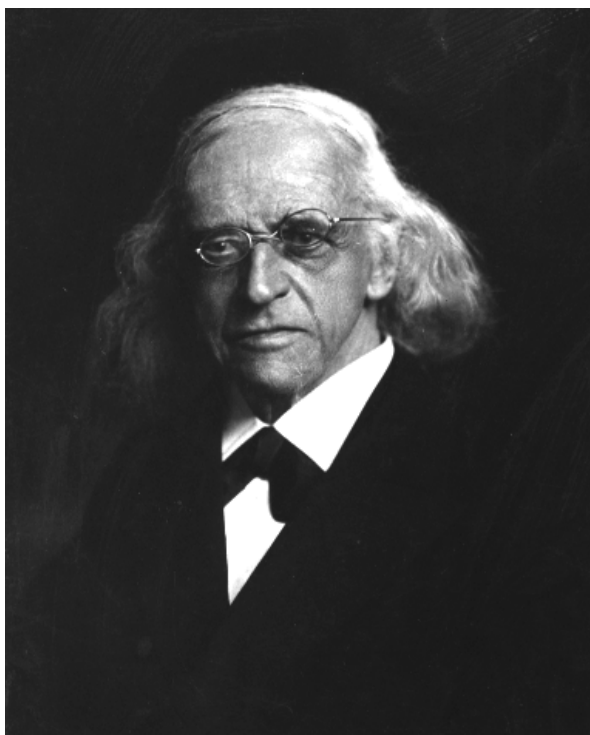


Abb. 2: Theodor Mommsen (1817-1903)

Rahmen von Vorträgen und auf den minutiös protokollierten Sitzungen der Anthropologischen Gesellschaften größere Zusammenhänge und zeigte Wege zur Lösung von aktuellen Fragestellungen auf (z. B. Virchow 1866; 1884; 1899).

Permanent forderte er dabei zur Erschließung neuer Quellen auf, warnte aber gleichzeitig auch vor voreiligen Schlussfolgerungen. Letzteres hat ihm den Ruf eines Zauderers eingetragen. Ein solcher Vorwurf scheint angesichts der Situation, in der sich die prähistorische Forschung damals befand, allerdings weitgehend unbegründet²⁶. Vielfach fehlte ganz einfach die Quellengrundlage, die es erlaubt hätte, mehr auszusagen, als bestehende Vorurteile zu bestätigen oder durch neue zu ersetzen. Dies ist gerade durch die Forschungsfortschritte der letzten Jahrzehnte bestätigt geworden.

Oft wird auch verkannt, dass Virchow in viel größeren Zusammenhängen dachte als die anderen zeitgenössischen Fachvertreter. Wie bereits Ackerknecht (1957, 199) zeigen konnte, war es der soziologische Standpunkt, den er sich schon als junger Mediziner zu eigen gemacht hatte, der Virchows zahlreiche und unterschiedliche Unternehmungen ideell miteinander ver-

²⁶ „Die positive Seite dieses Bremsens [Virchows in Deutungsfragen, U. V.] – das z. B. den Rassenberglauben aus der deutschen wissenschaftlichen Anthropologie während Virchows Lebenszeit und noch länger heraushielt – ist weniger deutlich bemerkt worden“ (Ackerknecht 1957, 195).

band. Mit seinem Konzept der Anthropologie als einer Einheitswissenschaft zielte er auf nicht weniger als auf eine Neuordnung des deutschen Bildungssystems. Im preußischen Abgeordnetenhaus, in dem Virchow seit 1862 für die Fortschrittspartei saß, sprach er mit kritischem Blick auf klassische Bildungsideale davon, dass „die Alten [...] von den Modernen nicht als Vorbild betrachtet, sondern von diesen überwunden werden“ sollten (siehe Zimmerman 1999, 201). In diesem weiten Kontext erscheinen die Methodenprobleme der zeitgenössischen Urgeschichtsforschung als sekundär.

Vorhalten kann man Virchow allenfalls sein durch eigene politische Erfahrungen und Überzeugungen begründetes Eintreten gegen jegliche Zentralisierungsbestrebungen in der Urgeschichtsforschung. Das von ihm in der Berliner Gesellschaft verfochtene und gelebte Ideal einer Organisation der prähistorisch-anthropologischen Forschung von unten her erwies sich letztlich den Herausforderungen an das neue Fach als unangemessen. Welche Möglichkeiten eine konzertierte Projektforschung bot, zeigte dagegen die von Theodor Mommsen (Abb. 2) initiierte Limesforschung. So war es auch nur eine Frage der Zeit bis entsprechende konzertierte Bemühungen auch im Bereich der Urgeschichtsforschung ihren Platz finden sollten. Carl Schuchhardts auch von der Römisch-Germanischen Kommission unterstützte Ringwallforschung wäre hier als Beispiel zu nennen (v. Oppermann/Schuchhardt 1888/1916).

Dafür war die Zeit zu Virchows Lebzeiten allerdings offenbar noch nicht reif, was wiederum Mommsen dazu veranlasste, über die Archäologie zu spotten: Sie folge dem Grundsatz „vorzugsweise nach dem zu forschen, was weder wißbar noch wissenswert ist“, lautet eines seiner scharfen Urteile (Mommsen 1902, 119)²⁷. Virchow, dem die strukturellen Probleme des jungen Faches ja durchaus nicht fremd waren (Virchow 1874, VII), begegnete solcher Kritik von historischer bzw. philologischer Seite mit Gegenkritik. Sie gipfelte in der wiederholten Forderung, recht verstandene Prähistorie müsse „nach naturwissenschaftlicher Methode“ betrieben werden.

²⁷ Bei seinem Verdikt hatte Mommsen allerdings keine Prähistoriker vor Augen, sondern „die willkürlichen Kombinationen und etymologischen Kuriositäten von Theodor Panofka, [...] Bezeichnenderweise weckten die großen deutschen Grabungskampagnen seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts Mommsens Interesse an einer archäologischen Feldforschung, die mit den Mitteln einer ‚exakten‘ Wissenschaft arbeitete und zur Ordnung der ‚Archive der Vergangenheit‘ beitrug“ (Rebenich 2002, 128 f.). Für eine konkreter auf die Urgeschichte bezogene Aussage, die Mommsen zugeschrieben wird, fehlt ein sicherer Beleg: „Diese leichtgewichtige Altertumswissenschaft, zu der man keinerlei Kenntnisse in Griechisch und Latein benötigt, eine Wissenschaft, die eine geeignete und unschuldige Beschäftigung und Zerstreuung für Kreisphysici und Provinzial-Landräthe, Obristen außer Dienst, Dorfschulmeister und pensionierte Landpastoren darstellt“ (zur möglichen Herkunft: Hoika 1998, Anm. 29 und auf Seite 76 ff.: Erwähnungen bei I. Undset, J. Mestorf, S. Müller).

Jenseits dieser Polemiken und ungeachtet der unterschiedlichen fachlichen Herkunft aus der Medizin bzw. aus der Rechtswissenschaft gibt es aber durchaus auch eine Reihe von wesentlichen Übereinstimmungen zwischen Virchows und Mommsens wissenschaftlichem Werk²⁸. Beider Arbeit war durch ein positivistisches Wissenschaftsverständnis geprägt, das den Naturwissenschaften eine Vorbildfunktion zuwies. Beide stellten sich ganz in den Dienst ihrer jeweiligen Fächer und widmeten sich mit nahezu übermenschlicher Kraft der Erschließung der „Archive der Vergangenheit“²⁹. Wissenschaft wurde ihnen dabei zu einer Religion³⁰. Zur Verwirklichung ihrer wissenschaftlichen Visionen konzipierten sie große Einheitswissenschaften (Anthropologie bzw. Altertumswissenschaft), erreichten damit letztlich aber das genaue Gegenteil: eine vorher unbekannte Segmentierung und Fragmentierung des Wissens (Rebenich 2002, 127).

Zentrum von Mommsens Arbeit war die Königlich-Preußische Akademie der Wissenschaften, der er seit 1858 angehörte und deren langjähriger Sekretär er war (1874–1895). Sie bot ihm die Möglichkeit, nach

²⁸ Auf die biographischen Gemeinsamkeiten sei hier nur am Rande verwiesen. Virchow und Mommsen verband die Herkunft aus der Provinz und aus eher bescheidenen Verhältnissen, die bittere Erfahrung der gescheiterten Revolution von 1848, die sie beide zwang, Berlin zu verlassen und ins Exil (Würzburg bzw. Zürich) zu gehen, wo sie als herausragende Gelehrte willkommen waren, aber nicht heimisch wurden. Beide verband außerdem ihr kompetenhafter wissenschaftlicher Aufstieg, ihre Verknüpfung von Wissenschaft und politischem Engagement (als Vertreter des Liberalismus), ihr langjähriges Wirken als Multifunktionäre (Preußische Akademie der Wissenschaften, Berliner Rektorate). Gegen Ende ihres Lebens, in den Jahren um 1900, fanden sie sich beide schließlich in einer Welt wieder, in der ihre wissenschaftlichen und insbesondere ihre politischen Positionen immer weniger galten. Zeichen der Resignation finden sich besonders bei Mommsen (Ackerknecht 1957, 160 f. Siehe dazu auch Goschler 2002 und Rebenich 2002). – Der Briefwechsel zwischen Virchow und Mommsen, soweit er veröffentlicht ist (Andree 1976/86, III, 347 ff.) dokumentiert eine gewisse kollegiale Vertrautheit und gegenseitige Achtung beider Persönlichkeiten, die sich ja auf wissenschaftlicher (Akademie, Kommissionen) und politischer Bühne (Landtag, Reichstag) regelmäßig begegneten. Er belegt aber auch Spannungen zwischen beiden (so einen Streit über angebliche häufige Abwesenheit Virchows auf Akademiesitzungen).

²⁹ Zur Rolle von Archiv und Museum bei Virchow speziell im Hinblick auf das von ihm durchgesetzte Pathologische Museum der Berliner Universität siehe neuerdings Matyssek 2001.

³⁰ Virchow hat dies selbst so formuliert: „Ich zögere nicht zu sagen, daß für uns die Wissenschaft Religion geworden ist.“ (zitiert in Ackerknecht 1957, 28.) – Rebenich (2002, 131) schreibt über Mommsen: „Die altsprachliche Bildung war ihm eine säkulare Religion, die der Elitenlegitimation diene. Dabei wollte oder konnte Mommsen nicht sehen, daß die zeitgenössische Infragestellung des humanistischen Bildungsauftrages auch eine Folge der von ihm vertretenen historischen Altertumswissenschaft war, die die Antike nicht mehr als normatives Modell vermittelte, sondern als eine Epoche neben anderen darstellte. In der Industriegesellschaft des wilhelminischen Kaiserreiches konnte damit die exklusive Stellung des klassischen Altertums nicht weiter aufrechterhalten werden.“ Die Preußische Schulreform von 1900, die die Monopolstellung des humanistischen Gymnasiums beseitigte, kam den bildungspolitischen Forderungen Virchows entgegen (Zimmerman 1999, 201 f.), Mommsen dagegen hat sie strikt abgelehnt (Rebenich 2002, 131).

dem Vorbild der Naturwissenschaften Großprojekte zu initiieren und auch angemessen zu finanzieren. Ein Forschungsfortschritt auf dem Gebiet der Altertumswissenschaft war seiner Meinung nach nur durch eine straffe wissenschaftliche Organisation möglich, die die traditionelle „Arbeitszersplitterung“ der klassischen Altertumswissenschaft aufhob. Die als Reichsinstitution konzipierte Reihe „*Monumenta Germaniae Historica*“ unter Beteiligung der Akademien in Berlin, Wien und München macht deutlich, wie sich Mommsen erfolgreiche Großforschung im Bereich der Geisteswissenschaften vorstellte.

1859 trat Mommsen in die Zentralkommission des königlich-preußischen Archäologischen Instituts ein, für das er in der Folge eine neue, 1874 in Kraft getretene Satzung verfasste. Auch hier standen systematische Materialvorlagen im Zentrum der Planungen. Allerdings schied Mommsen nach internen Querelen bereits 1884 wieder aus diesem Gremium aus. Aufgrund dieser negativen Erfahrungen hat er sich noch 1899 im Rahmen der Verhandlungen über die organisatorische Grundlage der römisch-germanischen Forschung gegen deren Angliederung an das Archäologische Institut des Deutschen Reichs gewandt³¹. Nachdem er sich damit nicht hatte durchsetzen können, wies er die Einladung, der Römisch-Germanischen Kommission beizutreten, zurück (Becker 2001, 122).

Ungeachtet seiner Vorbehalte gegenüber der Archäologie seiner Zeit und deren organisatorischer Gliederung verschloss sich Mommsen jedoch nicht der Einsicht in die Notwendigkeit, auch die materiellen, nichtschrifttragenden Quellen für die historische Forschung zu erschließen. Gerade die großen deutschen Grabungskampagnen seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts weckten sein Interesse an einer archäologischen Feldforschung, die mit den Mitteln einer ‚exakten‘ Wissenschaft arbeitete (Rebenich 2002, 128 f.).

Produktiv umgesetzt hat er diese Pläne in seinem Konzept einer einheitlichen Limesforschung (Mommsen 1890; siehe auch Korrbibl. Westdt. Zeitschr. Gesch. 9, 1890, 287–294 und Mommsen 1905), das – unterstützt durch die preußische Regierung³² – mit der Gründung der Reichslimeskommission verwirklicht wurde. Die in diesem Rahmen geleistete Arbeit hat die Forschungen der späteren Römisch-Germanischen Kommission ganz entscheidend mitgeprägt und dadurch indirekt auch zur Entwicklung der Ur- und Frühgeschichtsforschung beigetragen. Ich werde darauf zurückkommen.

³¹ „Nach meinen Erfahrungen ist die Leitung der Anstalten in Rom und Athen durch die Berliner Zentralkommission teils nichtig, teils schädlich.“ (Th. Mommsen, zitiert in Rebenich 2002, 141).

³² Hier ist insbesondere F. Althoff zu nennen: Rebenich 1997.

In einem gewissen Spannungsverhältnis zu diesen wissenschaftlichen Aktivitäten steht Mommsens Wirken als Geschichtsschreiber und erfolgreicher Schriftsteller, wie es sich insbesondere in seiner viel beachtete „Römische Geschichte“ (erschieden ab 1854, siehe Mommsen 1902) manifestiert. Hier zählt nicht die sonst für ihn so zentrale „deutliche Erkenntnis tatsächlicher Vorgänge“ und die Zurückweisung jeglicher Spekulation, sondern allein die vermeintliche Genialität des Historikers, der einem Künstler vergleichbar die zahllosen Fakten kreativ miteinander verknüpft³³. Entsprechend hielt es Mommsen nicht für möglich, eine Theorie der Geschichtswissenschaft zu entwickeln. Vielmehr werde der Historiker „nicht eigentlich durch theoretische Lehre, sondern nur durch praktische Übung“ gebildet.

Vor dem Hintergrund solcher Aussagen überrascht es nicht, dass Mommsen in seinen Publikationen nicht über die theoretischen Grundannahmen seines Wissenschaftsverständnisses reflektiert hat. Vielmehr beschränkte er sich bei seiner Arbeit als Historiker im Wesentlichen auf eine elaborierte Quellenkritik. Nicht ganz zu Unrecht sahen deshalb die Berliner Anthropologen um Virchow in der Geschichtswissenschaft eine bloße Chronologie von ausgewählten Ereignissen. Mit ihr sei kein umfassendes Verständnis der Menschheit zu gewinnen. Dagegen stellten sie eine Untersuchung der so genannten Naturvölker, d. h. von „Völkern ohne Geschichte“. Sie allein erlaube die Menschheit in ihrem ursprünglichen Zustand zu begreifen. „Das ‚Niedrige‘ wurde somit für die Anthropologen zum Wesentlichen und Tiefen“ (Zimmerman 1999, 205).

Es war allerdings primär Adolf Bastian (1826–1905), der die Anthropologie in diese Richtung zu einer Kulturanthropologie weiterentwickelte³⁴. Virchow übte auf

diesem Gebiet, verglichen mit seinem starken Engagement im Bereich der Physischen Anthropologie und der Prähistorie, große Zurückhaltung³⁵. Sein Biograph Ackerknecht vermutet, „dass er es vorzog, einer Arbeit fernzubleiben, die sich für ihn nicht auf die ‚Autopsie‘ (direkte Inspektion) gründen ließ“ (Ackerknecht 1957, 192; dazu auch Andree 1976/86, I, 167 f.). Ganz offensichtlich brachte Virchow Reisebereichten ein ähnliches Misstrauen entgegen wie historischen Berichten und zog demgegenüber die Untersuchung konkreter natur- wie kulturhistorischer Objekte vor.

Auch die These des amerikanischen Wissenschaftshistorikers Andrew Zimmerman (1999, 200), die Berliner Anthropologie sei die erste Geisteswissenschaft gewesen, „die eine Identifikation und Verehrung zu ihren Studienobjekten nicht voraussetzte“, mag für Bastian gelten, sie gilt jedoch nur sehr bedingt für Virchow. Dies wird beispielsweise aus folgender Äußerung deutlich: „[...] niemand wird sich in seinen Vorstellungen über den Zusammenhang unserer Prähistorie mit anderen Kulturbewegungen frei machen können von der Betrachtung: waren unsere Vorfahren schon in der letzten Steinzeit in diesem Lande? Saßen hier schon damals Germanen oder meinetwegen Slawen? [...] es gibt doch kein Gemüt, das so hartgesotten wäre, daß es nicht zuletzt einigermaßen bestimmt wird von dem Gefühl der näheren Zusammengehörigkeit, in dem es mit andern Personen und in dem sein Volk mit anderen Völkern steht“ (Virchow 1884, 74 f.).

Doch Virchow war zu sehr Erfahrungswissenschaftler, als dass er sich bei seiner Forschung von seinen nationalen Gefühlen hätte blenden lassen. Grundlage seiner wissenschaftlichen Arbeit waren logische Gedankenführung, experimentell gestützte empirische Forschung

³³ „Der Schlag aber, der tausend Verbindungen schlägt, der Blick in die Individualität der Menschen und der Völker spotten in ihrer hohen Genialität alles Lehrens und Lernens. Der Geschichtsschreiber gehört vielleicht mehr zu den Künstlern als zu den Gelehrten“ (Rektoratsrede von 1874, zitiert bei Rebenich 2002, 128). – Rebenich (2002, 96 ff.) hat deutlich gemacht, dass Mommsen in seiner ‚Römischen Geschichte‘ weniger aus den Quellen erkannten Tatsachen folgte, als vielmehr seine eigenen biographischen Erfahrungen historiographisch verarbeitete: „Das Werk war [...] mit dem Herzblut des liberalen Achtundvierzigers geschrieben, der das Scheitern der Revolution historiographisch kompensiert und nun einer die Nation einigenden Machtpolitik das Wort redete.“ Damit opferte er die Wissenschaftlichkeit aber letztlich einer politischen Pädagogik und bestätigte somit Nietzsches Vorwurf, die Altertumswissenschaft habe „das Altertum tatsächlich immer aus der Gegenwart verstanden“ (zitiert bei Rebenich 2002, 96). Wie der Erfolg seines Werks belegt, traf Mommsen mit dieser Form von „Tendenzgeschichte“ gleichzeitig aber den Nerv der Zeit. Und Mommsen bewirkte noch mehr: Sein moderner Realismus zerstörte die bildungsbürgerliche Überzeugung von der Sonderstellung der Griechen und Römer. An die Stelle der neuhumanistischen Idealisierung der Antike trat in der Folge deren vollständige Historisierung.

³⁴ Auf Bastians Initiative (1868) geht vor allem die Gründung des Königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin, des ersten völkerkundlichen Museums in Deutschland, zurück. 1886 fand die Eröffnung

im neu errichteten Gebäude statt, und Bastian wurde zum Direktor ernannt. Wie Mommsen hatte Bastian zunächst Jura studiert, war dann aber zu den Naturwissenschaften und zur Medizin übergewechselt, wo er schon früh Virchow begegnete. Von 1851–1859 arbeitete er als Schiffsarzt, bevor er sich seinen ethnologischen Studien widmete. Seit 1861 war er mehr als 18 Jahre lang auf Forschungsreisen, und so verwundert es nicht, dass er von einer seiner Weltreisen nicht mehr zurückkehrte. Bastian starb 1905 in Trinidad. Gegenüber seinen organisatorischen Leistungen für das Fach sind Bastians kulturtheoretische Beiträge, die v. a. mit dem Begriff „Elementargedanke“ verbunden sind, ohne größeren Einfluss geblieben. Ihnen liegt die Vorstellung zugrunde, der menschliche Geist besitze bei allen Menschen die gleichen Eigenschaften. Damit wurde Bastian zum Hauptvertreter der „psychologischen Richtung“ innerhalb der Ethnologie. Ihr stand die „geographisch-historische“ bzw. „diffusionistische Richtung“ um den Leipziger Anthropogeographen Friedrich Ratzel gegenüber – Zum Werk Bastians und den Anfängen der Berliner Ethnologie siehe Westphal-Hellbusch 1969; Fiedermutz-Laun 1970; Zimmerman 1999.

³⁵ Virchows Aktivitäten auf diesem Gebiet waren eher wissenschaftsorganisatorischer Art: er veranlasste die Aussendung von Fragebögen an Missionare und Reisende, gab durch seine Rudolf-Virchow-Stiftung Geld für ethnologische Arbeiten und sammelte alle eingehenden ethnologischen Berichte, die er dann der Deutschen und der Berliner Gesellschaft vortrug (Andree 1976/86, 167 f.).

und eine strenge Trennung zwischen Wissen und Glauben. Der Tatsachenbeweis galt ihm als oberste Instanz (Ackerknecht 1957, 192): „Wir müssen der Versuchung Widerstand leisten, unsere Vermutungen, unsere bloß theoretischen und spekulativen Gebäude so in den Vordergrund zu schieben, dass wir von da aus die ganze übrige Weltanschauung konstruieren wollen“ (Virchow 1877, 21 – zitiert bei Schipperges 1994, 45).

Wie schnell Hypothesen zur Weltanschauung werden können, zeigt nicht nur der Blick auf die seinerzeitige Darwinismus-Debatte. Nicht weniger deutlich wird dieser Sachverhalt mit Blick auf die Diskussion prähistorischer Grundfragen durch die auf Virchow folgende Generation. Hier ist speziell Kossinna zu nennen, der zwar in vieler Hinsicht die positivistische Tradition Virchows fortführte, dem aber offensichtlich die Fähigkeit abging, konsequent zwischen Wissen und Glauben zu trennen.

Man mag ihm zugute halten, dass er – anders als Virchow – mit seinen Ideen auch um die eigene soziale Absicherung kämpfte und schon deshalb gezwungen war, mehr die Möglichkeiten als die Begrenzungen des neuen Gebietes zu betonen. Doch reicht dies allein als Erklärung nicht aus. Eher schon wird man darauf verweisen dürfen, dass Kossinna, anders als Virchow, nicht aus der anthropologisch-naturwissenschaftlichen Tradition stammte, sondern eine germanistisch-altertumswissenschaftliche Ausbildung mitbrachte. Er gehörte also zu den von Virchow als Feinde einer Tatsachenswissenschaft geschmähten Philologen, und in diesem Sinne tat Kossinna genau das, was nach Virchow nicht geschehen durfte: Er arbeitete nicht voraussetzungslos, sondern strickte am alten Germanenmythos weiter. Dagegen war das primäre Ziel Virchows, „alles das zu zerstören, was aus thörichter Auffassung der Meinungen allmählich aufgebaut war“ (Virchow 1899, 83). Um an den „wahren Kern“ eines Gegenstandes zu gelangen, sei es nötig, „mächtige Lager von Inkrustationen neuer Meinungen“, die sich um diesen herumgelegt hätten, zu zerstören (Virchow 1899, 83).

Ungeachtet dieser Kritik hatte die Germanistik vor allem Dank des Wirkens Jacob Grimms in Berlin einen guten Ruf und bot Kossinna die Möglichkeit, den Absprung aus dem ungeliebten Bibliothekarsdienst zu schaffen (Grünert 2002a und in diesem Band). Bei seinen Bemühungen um die Erlangung einer Professur für Germanische Altertumskunde (siehe Kossinna 1896) berief er sich dabei v. a. auf Karl Müllenhoff (1818–1884), der von 1858 bis zu seinem frühen Tod im Jahre 1884 die germanische Altertumswissenschaft vertreten hatte³⁶. Im Gegensatz zu Müllenhoff, der noch

ausschließlich antike und philologische Quellen herangezogen hatte, obwohl er auch die dingliche Überlieferung durchaus schon kannte³⁷, propagierte Kossinna allerdings die konsequente Heranziehung archäologischer Quellen. Für deren historische Auswertung glaubte er eine angemessene Methodik entwickelt zu haben. Die folgende Entwicklung des Faches in Berlin ist hinlänglich bekannt, so dass es sich erübrigt, an dieser Stelle näher darauf einzugehen (siehe auch Veit 1985; 2000). Wichtiger erscheint es mir dagegen, nochmals in einem etwas weiteren Rahmen die Frage zu erörtern, wie es letztlich zur Institutionalisierung der Urgeschichtsforschung gekommen ist.

Auf dem Weg zum eigenständigen Fach: Die deutsche Ur- und Frühgeschichtsforschung in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts

Wie wir bereits sahen, gab es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Bemühungen, die „Urgeschichte“ als Gegenpol und Alternative zur Geschichtswissenschaft in der Tradition Rankes, nämlich als Teil einer naturwissenschaftlich geprägten „Anthropologie“, die auch noch die spätere Ethnologie beinhaltete, im universitären Fächerkanon zu verankern. Dieser Versuch, der in Deutschland untrennbar mit der Person Rudolf Virchows verbunden ist, scheiterte allerdings letzten Endes, da deren Vertreter auf lange Sicht nicht in der Lage waren, das weite Forschungsfeld abzudecken. Dies zeigt sich etwa im Falle von Johannes Ranke (1836–1916), der 1886 in München auf den ersten Lehrstuhl für Anthropologie in Deutschland berufen worden war und in dieser Funktion die Urgeschichte noch mitbehandelte, ohne allerdings eigene Forschungen auf diesem Gebiet anzustellen. Nach Virchows Tod im Jahre 1902 zog sich die Anthropologie deshalb sukzessiv auf ihr eigentliches Kerngebiet, die Physische Anthropologie, zurück. Gleichzeitig strebten die Ethnologie und die Urgeschichte, ebenso wie viele andere neue Fachrichtungen, nach Selbständigkeit, verbunden mit einer eigenen Fachvertretung im universitären Rahmen. Die Bedingungen dafür waren gerade im wilhelminischen Deutschland recht günstig. Die materielle Ausstattung der Universitäten war gut und die Studentenzahlen stiegen permanent an (Nipperdey 1990, 568 ff., siehe auch Rebenich 1997). Die Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität hatte sich dabei auch im Bereich der Geschichts- und Altertumswissenschaften zur führenden Hochschule im deutschen Sprachgebiet entwickelt. Eine Berufung nach Berlin galt für viele zeitgenössische Wissenschaftler als höchstes Ziel (Ribbe 1992, 57 f.).

Allerdings sahen sich die in dieser Zeit in einiger Zahl neu entstehenden Fächer einem gewissen Widerstand der bereits etablierten Fachwissenschaften ausgesetzt

³⁶ Müllenhoff folgte in Berlin 1894 der Germanist A. Heusler (1865–1940), der sich ganz dem Studium der altgermanischen Epen-, Lied- und Heldensagen-Dichtung widmete.

³⁷ Im Rahmen seiner Kieler Professur hatte er das Museum für vaterländische Altertümer geleitet (siehe Kossack 1999, 40).

und mussten sich deshalb zunächst innerhalb der Universität mit einem Platz in der zweiten Reihe begnügen. Als Privatdozenten und außerordentliche Professoren waren ihre rechtlichen (Prüfungen) wie finanziellen Möglichkeiten (Ausstattung) eingeschränkt, was immer wieder zu Klagen Anlass gab.

Dieser Prozess zeigt sich exemplarisch an der Entwicklung der Urgeschichtsforschung, deren universitäre Vertretung zunächst im Wesentlichen auf zwei außerordentliche Professoren, jene von Moritz Hoernes in Wien und jene Gustaf Kossinnas in Berlin beschränkt blieb. Beide Wissenschaftler sind mit programmatischen Schriften an die Öffentlichkeit getreten, in denen sie sich über die Zukunft ihres Faches Gedanken machten.

Moritz Hoernes (1893) orientierte sich in seinen Überlegungen programmatisch zwar weiterhin stark an Virchows Anthropologie, peilte aber letztlich doch eine selbstständige Urgeschichtsforschung an. In Berlin hingegen brach Gustaf Kossinna mit der Virchowschen Tradition, der er von seiner wissenschaftlichen Herkunft aus der Sprachwissenschaft her, ohnehin nicht so nahe stand. Neben wissenschaftlichen Vorprägungen haben bei dieser Richtungsentscheidung ganz offensichtlich auch weltanschauliche Differenzen eine Rolle gespielt.

Wissenschaftstheoretisch ist der Unterschied zwischen der Arbeitsweise der beiden jedoch nicht so groß, wie mitunter unterstellt wird. Kossinna blieb ganz dem positivistischen Denken seines großen Vorgängers und Kontrahenten treu, auch wenn er sehr viel schneller als Virchow mit Ergebnissen zur Hand war. Lediglich der von Virchow betriebenen Konfrontation der Urgeschichte mit der als spekulativ und damit unwissenschaftlich erachteten Altertumskunde trat er entgegen. Gleichzeitig kam er der Geschichtswissenschaft insofern entgegen, als er die Vorgeschichte als konsequente Verlängerung der nationalen Geschichte verstanden wissen wollte.

Mit seiner trotzigen Fokussierung auf die Germanen musste er allerdings in Kreisen der in weltgeschichtlichen Dimensionen denkenden Berliner Historiker, allen voran Eduard Meyer³⁸, ein Außenseiter bleiben. Dasselbe gilt mit Blick auf die Protagonisten der sich nahezu parallel zu Kossinnas „Deutscher Archäologie“ aus der Germanistik heraus etablierenden Volkskunde. Ihr damaliger Berliner Vertreter, Karl Weinhold (1832–1901), setzte zwar genau wie Kossinna auf die nationale Bedeutung seiner Forschungen, entschied sich aber

letztlich für eine modern ausgerichtete Volkskunde und damit gegen die von Kossinna favorisierte völkische Ausrichtung³⁹. Sie zu vertreten blieb der sich nach der Jahrhundertwende formierenden völkischen Bewegung vorbehalten (Puschner et al. 1996; Puschner 2001).

Aber selbst in ihrem Kreis spielte Kossinna ironischerweise nur eine untergeordnete Rolle. Es wäre deshalb falsch zu behaupten, die Urgeschichtswissenschaft sei als völkische Wissenschaft entstanden. Basis für die Fachentstehung war vielmehr ein breites kulturgeschichtliches und anthropologisches Interesse an den Ursprüngen. Dass man dabei primär an die nationalen Ursprünge dachte, darf als zeittypisch gelten⁴⁰.

Erst sehr viel später hat das Fach von seiner inhaltlichen Nähe zur völkischen Theorie profitiert. Sein breiter institutioneller Ausbau in den 1930er Jahren, der mit der Einrichtung von Professuren an zahlreichen Universitäten verbunden war und der der allgemeinen Strukturentwicklung der Universitäten entgegenlief, wird nur dadurch verständlich (Pape 2001; 2002).

Dies gilt indes noch nicht für die so wichtige Einrichtung des ersten planmäßigen Ordinariats für Vorgeschichte an der Universität Marburg im Jahre 1927 (Sangmeister 1977; Kossack 1977; 1986)⁴¹. Sie geht auf die Initiative des klassischen Archäologen Paul Jacobsthal (1880–1957) zurück, dessen Archäologischem Seminar bereits seit 1920 eine prähistorische Abteilung angegliedert war. Sie wurde von Walter Bremer (1887–1926), der ebenfalls ausgebildeter klassischer Archäologe war, betreut. Nur Bremers früher Tod verhinderte, dass er das dort 1927 neu geschaffene Ordinariat übernehmen konnte.

Dies ändert jedoch nichts an der Tatsache, dass diese Gründung weder direkt auf die anthropologische Tradition Virchows zurückgeht, noch an die „nationale Vorgeschichte“ Kossinnas anknüpft. Vielmehr steht sie letztlich in der Tradition der von Theodor Mommsen 1890 initiierten archäologischen Limesforschung. An ihr hatte Jacobsthals akademischer Lehrer Georg Loeschcke (1852–1919), der seit 1887 Ordinarius für Archäologie in Bonn war, großen Anteil. Er führte im Rahmen der Arbeit der Reichslimeskommission Ausgrabungen in Deutschland durch. Loeschcke, der 1911 nach Berlin berufen wurde, war auch maßgeblich an der Gründung der Römisch-Germanischen Kommissi-

³⁸ Über die Grundlagen seiner Arbeitsweise äußerte sich Eduard Meyers in der Einleitung zu seiner „Geschichte des Altertums“ unter dem Titel: „Elemente der Anthropologie“ (1884) sowie insbesondere in seiner Schrift „Theorie und Methodik der Geschichte“ (1902). – Zur Bedeutung E. Meyers für die Entwicklung der historischen Sozialwissenschaft (insbes. Max Weber) siehe Nippel 1991; 1993.

³⁹ Könenkamp 1991; siehe dazu auch Eberhart 1991; Kaschuba 1999, 49; Warneken 1999.

⁴⁰ In der Tat lassen sich die generellen Wandlungen des deutschen Nationalismus in der frühen Entwicklung der Urgeschichtsforschung nachvollziehen (Veit 2000).

⁴¹ Max Ebert war 1927 als Nachfolger von Kossinna in Berlin auf ein persönliches Ordinariat berufen worden (Gummel 1938, 384; 412). Für eine kurze Übersicht über die Institutionalisierung des Faches siehe Eggert (2001, 18–22).

on beteiligt, zu deren erstem Direktor 1902 Hans Dragendorff (1870–1941), ein anderer Schüler Loeschkes, berufen worden war (Becker 2001).

Diese Tradition fand insofern keine unmittelbare Fortsetzung, als mit Gero von Merhart 1927 letztlich kein ausgebildeter Klassischer Archäologe, sondern ein Naturwissenschaftler und später Schülers des Münchner Anthropologen Ranke auf den Marburger Lehrstuhl berufen wurde. In diesem eingeschränkten Sinne fand die anthropologisch-naturwissenschaftliche Tradition Virchows in der Tat eine Fortsetzung. Dass sich aus dem Gegensatz zwischen altertumswissenschaftlicher und naturwissenschaftlicher Ausrichtung der Vertreter von Klassischer Archäologie und Vorgeschichte keine Probleme ergeben, hängt sicher auch mit den Charaktereigenschaften der beiden Hauptakteure, Jacobsthal und von Merhart, zusammen. Eine wesentliche Voraussetzung für die harmonische Zusammenarbeit beider bis zur erzwungenen Emigration Jacobsthals ergab sich aber auch daraus, dass der Positivismus weiterhin das Fundament beider Fächer bildete.

Merhart war als Forscher und Lehrer gleichzeitig Systematiker und Praktiker, er war allerdings kein ausgesprochener Ausgräber. Ähnlich wie Kossinna arbeitete er vornehmlich mit Museumsmaterial und teilte durchaus auch dessen Interesse für ethnische Fragestellungen. Erst einige von Merharts Schülern engagierten sich in größeren Grabungsunternehmungen, wobei sie sich von vorangegangenen Unternehmungen unter Leitung von Gerhard Bersu (Frankfurt/a. M.) orientieren konnten, der seinerseits von Carl Schuchhardt gelernt hatte.

Nachdem sich die Situation der Vorgeschichtsforschung in Berlin nach dem Ausscheiden Kossinnas aus dem Dienst und dem frühen Tod seines Nachfolgers Max Ebert verschlechterte, verlagerte sich jedenfalls der Schwerpunkt der Fachausbildung nach Marburg. Daran konnte auch die politisch motivierte Berufung Hans Reinerths auf den Berliner Lehrstuhl (1935) nichts mehr ändern. Im Gegenteil, sie verschärfte die Situation eher noch (Leube 2002). So kam es, dass jene ganze Generation von Prähistorikern, die nach 1945 die Geschicke des Faches bestimmen sollte, zum großen Teil durch die „Marburger Schule“ gegangen war. Von 33 Absolventen wurden immerhin sieben später selbst Hochschullehrer⁴². Das bedeutete nicht weniger, als dass „eine Zeit lang jeder dritte Lehrstuhl in Westdeutschland von einem Merhartschüler besetzt“ wurde (Sangmeister 1977, 30). Daraus wird verständlich, dass auch jetzt, die in der Entstehungszeit des Faches noch angelegte konzeptionelle Vielfalt, keine Chance bekam. Vielmehr kam es, ungeachtet der Eigenständigkeit der

namhaften Vertreter der „Marburger Schule“, wiederum zu einer paradigmatischen Engführung des Faches mit all ihren Chancen aber auch Gefahren. Sie wirkt, wie insbesondere der Vergleich mit dem Ausland zeigt, in bestimmten Bereichen bis heute nach. Doch soll dies hier nicht weiter verfolgt werden.

Wesentlicher für die hier behandelte Fragestellung scheint indes die Feststellung, dass der Versuch, Urgeschichte als Fachwissenschaft an den deutschsprachigen Universitäten zu etablieren, nacheinander von drei ganz unterschiedlichen wissenschaftlichen Milieus aus unternommen wurde, nämlich zuerst aus der Naturwissenschaft (Anthropologie), dann aus der Sprachwissenschaft (Germanistik) und schließlich aus der Geschichtswissenschaft bzw. klassischen Altertumswissenschaft.

Der erste dieser Ansätze, der anthropologische, war nur sehr bedingt erfolgreich. Als die innere Entwicklung der Urgeschichtsforschung endlich so weit vorangeschritten war, dass sie einen Beitrag zu einer umfassenden Anthropologie hätte leisten können, war – anders übrigens als in den Vereinigten Staaten mit der Bildung der Boas-Schule⁴³ – das Interesse am Aufbau einer anthropologischen Einheitswissenschaft bereits wieder verfliegen.

Trotz des offensichtlichen Scheiterns auf institutioneller Ebene war der Vorstoß der Anthropologen jedoch nicht ganz folgenlos. Ihr positivistisches Denken, das die Schriftquellen konsequent unter Ideologieverdacht stellte, wies der Geschichtswissenschaft den Weg zur Erschließung neuer Quellenarten zur Gewinnung historischer Erkenntnis. Erst als die Erforschung der materiellen Kultur neben jener der Sprachdenkmäler und der Kunstwerke breitere Anerkennung gefunden hatte, konnte die Urgeschichte auf volle Anerkennung als Wissenschaft rechnen. Früchte trug diese Debatte allerdings, wie oben dargelegt, erst viel später und unter verändertem Vorzeichen.

Ausblick

Versucht man sich von den Voreingenommenheiten, wie sie in die üblichen, aus Anlass von Jubiläen verfassten Gedenkschriften einfließen, frei zu machen, so kommt man nicht umhin, die Entwicklung der Urgeschichtsforschung vor und um 1900 als einen sehr normalen und unspektakulären Prozess zu beschreiben. Es war der Versuch weniger Persönlichkeiten, die von der Wichtigkeit ihres Forschungsgegenstands überzeugt waren, teilzuhaben an dem durch den Positivismus eingeleiteten und durch die guten wirtschaftlichen Rahmenbedingungen der wilhelminischen Zeit

⁴² Abzuziehen wären von der Gesamtzahl noch jene fünf Schüler Merharts, die den Krieg nicht überlebt haben.

⁴³ Zum Einfluss Virchows auf die wissenschaftliche Entwicklung Boas' siehe Ackerknecht (1957, 197).

beflügelten Prozess der Diversifizierung und Expansion der Wissenschaft. Dass man es dabei, wann immer möglich, eine nationale Dimension dieser Forschungen beschwor, um die Bedeutung des eigenen Arbeitsfeldes zu untermauern, kann nicht als fachtypisch, sondern muss eher als zeittypisch angesehen werden.

Bezogen auf die sich damals neu etablierenden Fächer war der Ertrag dieser Bemühungen jedoch zunächst eher bescheiden. Die entscheidenden Plätze im Universitätssystem waren schon besetzt und diejenigen, die über die Strukturentwicklung an den Universitäten zu entscheiden hatten, ließen sich auch durch die nationale Rhetorik wenig beeinflussen. So blieb die Teilhabe der meisten der neuen Fächer an den Universitäten zunächst eng begrenzt. Sie beschränkte sich auf Dozenturen oder außerordentliche Professuren. Deren Inhaber hatten sich, wie aus ihren Biographien hervorgeht, mit den Mächtigen zu arrangieren und mancherlei Widrigkeiten zu trotzen. Dabei war nicht nur ihre materielle Entlohnung, sondern auch ihre Anerkennung außerhalb ihres engeren Wirkungskreises eher gering. Man arbeitete also primär für eine bessere Zukunft – eine Zukunft, die jedoch auch aufgrund der spezifischen zeitgeschichtlichen Umstände, dem aufziehenden Weltkrieg, immer weiter in die Ferne rückte.

Dies ist der Stoff aus dem – nicht nur in der Urgeschichtsforschung – Legenden gesponnen werden. Aufgabe einer kritischen Fachgeschichtsforschung ist es, diese Legenden aufzulösen. Dies heißt nicht etwa Kossinnas Lebensleistung zu entwerten. Sein unbestreitbarer Verdienst bleibt es, an der Berliner Universität, als dem damaligen Zentrum des akademischen Lebens im Deutschen Reich, einen Platz für die „Deutsche Archäologie“ erstritten und über lange Jahre kämpferisch verteidigt zu haben – so bescheiden seine Rolle insgesamt betrachtet auch war und so fragwürdig viele der von ihm verfochtenen Ideen schon kritischen Zeitgenossen erschienen.

Kossinnas Leiden an seiner Zeit relativiert sich allerdings mit Blick auf die Situation einiger seiner heute teilweise vergessenen Zeitgenossen. Ein besonders anschauliches Beispiel für diese Behauptung bietet der Blick auf den mit Kossinna nahezu gleich alten Richard Moritz Meyer (1860–1914) (siehe Warneken 1999, 188). Meyer war, ebenso wie Kossinna, ausgebildeter Germanist und hat sich durch Arbeiten zur Geschichte der deutschen Literatur einen Namen gemacht. Daneben widmete er sich dem Studium der altgermanischen Überlieferungen (Poesie, Mythologie, Sittengeschichte) (Meyer 1910). Er wurde fast zeitgleich (1901) mit Kossinna zum „unbesoldeten a. o. Prof.“ an der Berliner Universität ernannt. Wie bei Kossinna waren auch dieser Ernennung wiederholte erfolglose Eingaben beim Ministerium vorangegangen. So hatte sich Meyer schon mit dem Gedanken getragen, seine akademische

Laufbahn aufzugeben und betrachtete seine akademische Karriere rückblickend als gescheitert.

Trotz dieser Gemeinsamkeiten des Lebenswegs und eines gemeinsamen Interesses an der Urgeschichte könnten jedoch die Unterschiede zwischen Kossinna und Meyer kaum größer sein. Als Deutscher jüdischen Glaubens musste Meyer sich nicht nur damit abfinden, dass er für bestimmte öffentliche Aufgaben nicht in Frage kam, sondern er sah sich überdies den antisemitischen Hetzkampagnen der Zeit um die Jahrhundertwende ausgesetzt. Nachdrücklich wandte er sich deshalb gegen den „arischen Chauvinismus von Gobineau und Chamberlain“.

Davon unberührt blieb jedoch sein Interesse an der Urgeschichtsforschung, speziell an der Indogermanenfrage. Bereits ein Jahr vor Kossinnas bekanntem Aufsatz „Die Indogermanenfrage archäologisch beantwortet“ (1902) veröffentlichte Meyer unter dem Titel „Urgeschichte“ einen Beitrag für die „Zeitschrift für Kulturgeschichte“, der insbesondere auf das damals gerade neu erschienene „Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde“ von Otto Schrader (1901) Bezug nimmt. In dieser Schrift findet sich manch bedenkenswerte Formulierung, etwa zum Verhältnis von Urgeschichte und Weltgeschichte⁴⁴, zur Bedeutung der relativen Chronologie oder zum Konzept „Völkerwanderung“. Meyer betont darin auch ausdrücklich die Bedeutung der Realienforschung – unter expliziter Erwähnung von Kossinna⁴⁵. Außerdem werden von Meyer die Argumente der „psychologischen Richtung“ (Adolf Bastian) und der „geographisch-historischen, diffusionistischen Richtung“ (Friedrich Ratzel) der Kulturforschung differenziert gegeneinander abgewogen. Damit finden wir hier ein Niveau kulturtheoretischer Reflexion, wie es in der Urgeschichtsforschung um die Jahrhundertwende ganz unüblich ist und für das es auch aus jüngerer Zeit nur wenige Beispiele gibt.

Dieses Beispiel sollte uns – trotz aller Befriedigung über 100 Jahre universitärer Ur- und Frühgeschichtsforschung in Berlin – Anlass sein, zu fragen, was unserem Fach an intellektuellen Anstößen verloren gegangen ist, weil es um die Jahrhundertwende nicht gelang, die u. a. von Meyer vertretene intellektuelle Tradition der Kulturgeschichtsforschung für die Urgeschichtsforschung fruchtbar zu machen. Zwar gehört die „Kultur-

⁴⁴ „Wir abstrahieren unsere ‚Gesetze‘ des historischen Werdens und der ethnologischen Entwicklung aus einer kleinen Spanne Raum. Die so genannte ‚Weltgeschichte‘ ist, wie ein Drama Ibsens, nur ein ausgeführter fünfter Akt. Um die Vorgeschichte zu erkennen, sind wir größtenteils auf Schlussfolgerungen angewiesen. Und doch müssen wir uns gegenwärtig halten, wie leicht diese Analogieschlüsse, Rückschlüsse, Kettenschlüsse täuschen können“ (Meyer 1901, 1).

⁴⁵ „Und freilich haben die Realien, deren Bedeutung für unsere Vorgeschichte neben Kretschmer, Henning, Kossinna, Kaufmann u. v. a. energisch betont haben, auch die Wichtigkeit, daß sie strengere chronologische Anordnung fordern“ (Meyer 1901, 5).

geschichte“ selbst zu jenen Forschungsansätzen, denen eine breite Institutionalisierung an den Universitäten versagt blieb (Ryding 1975; Haas 1994). Trotzdem ist es ihren Vertretern gelungen, die kulturwissenschaftliche Diskussion im 20. Jahrhundert ganz entscheidend mitzuprägen.

Die Urgeschichtsforschung indes blieb von diesen Ideen weitgehend unbeeinflusst – letztlich wohl mehr aufgrund ihrer positivistischen als aufgrund ihrer völkischen Prägung. So ist nicht zu übersehen, dass, auch wenn heute das Ziel der Urgeschichtsforschung regelmäßig als ein „kulturgeschichtliches“ beschrieben wird, dieser Begriff in der Regel kaum mit Inhalt gefüllt ist. Wo dies nicht der Fall ist, dominiert zumeist ein normativer Kulturbegriff. Alternativen dazu, wie sie in den Kulturwissenschaften seit etwa 1900 intensiv diskutiert werden, bleiben weitgehend unberücksichtigt. Es ist heute, in einer Zeit, in die Kulturwissenschaften ganz besonders auf dem Prüfstand stehen, höchste Zeit, an dieser Situation etwas zu ändern und unser Fach für die aktuellen kulturwissenschaftlichen Diskussionen zu öffnen.

Der Beitrag den wissenschaftsgeschichtliche Erörterungen dazu leisten können, besteht darin, darauf hinzuweisen, dass die Anfänge unseres Faches sehr viel farbiger und vielfältiger waren, als es in Jubiläumsansprachen und fachgeschichtlichen Bilanzen gewöhnlich dargestellt wird. Dies ist insofern nicht verwunderlich, als die Entstehung jedes akademischen Faches ja immer zunächst einmal als ein Disziplinierungsprozess zu verstehen ist. Durch Festlegung auf ein Paradigma kommt es zwangsweise zu einer Einschränkung des Spektrums an Ansätzen. Eine solche Einschränkung kann und muss allerdings – wenn es nötig erscheint – auch wieder hinterfragt und gegebenenfalls rückgängig gemacht werden.

Zusammenfassung

Die Jahre um 1900 waren von entscheidender Bedeutung für die akademische Etablierung der Ur- und Frühgeschichtsforschung im deutschsprachigen Raum. Damals wurde unter anderem der Grundstein für die späteren Universitätsinstitute in Berlin und in Wien gelegt. Ausgehend von der Entwicklung in Berlin versucht der folgende Beitrag die intellektuellen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, unter denen sich die Institutionalisierung der Ur- und Frühgeschichtsforschung in Mitteleuropa vollzog, etwas genauer zu beleuchten. Dazu werden die konzeptionellen Vorstellungen und Handlungsstrategien der für die akademische Etablierung der Ur- und Frühgeschichtsforschung entscheidenden Protagonisten, allen voran Rudolf Virchow (1821–1902) und Gustaf Kossinna (1858–1931), vorgestellt und in den Kontext der allgemeinen Entwicklung von Wissenschaft (Positivismus) und Gesell-

schaft (Nationalismus) im wilhelminischen Deutschland eingeordnet. Gleichzeitig wird auf parallele Entwicklungen in anderen Forschungsfeldern (etwa in der Geschichtswissenschaft, einschließlich des speziellen Bereichs der Kulturgeschichte, in der Ethnologie und in der Volkskunde) eingegangen, wo man mit durchaus vergleichbaren strukturellen Problemen zu kämpfen hatte.

Auf der Basis dieser Erkundungen wird es möglich, das Bild, das frühe fachgeschichtliche Darstellungen von dieser für die weitere Fachentwicklung so wichtigen Periode gezeichnet haben und das fortan nahezu unverändert tradiert wurde, an einigen entscheidenden Stellen zu hinterfragen und zu korrigieren. Erinnerung sei hier nur an die in den letzten Jahren häufig beobachtbare Neigung die Situation um 1900 nur retrospektiv aus der Perspektive der NS-Vorgeschichte verstehen zu wollen. Dies verzeichnet die tatsächlichen Verhältnisse in dieser formativen Periode der Fachentwicklung, in der – wie sich zeigen lässt – dem Fach Ur- und Frühgeschichte durchaus noch verschiedene inhaltliche Optionen offen standen.

Allerdings waren die verschiedenen Bemühungen, die Ur- und Frühgeschichte als Fachwissenschaft an den deutschsprachigen Universitäten zu etablieren, zunächst nur bedingt erfolgreich, und es bedurfte letztlich dreier Initiativen aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Milieus, bis dieser Prozess in den 1920er Jahren erfolgreich abgeschlossen werden konnte.

Die erste Initiative ist eng verbunden mit dem Namen Rudolf Virchow. Er wollte die Urgeschichtsforschung institutionell im Rahmen einer von ihm konzipierten anthropologischen Einheitswissenschaft verankern. Sein Versuch, die Anthropologie als eine Leitwissenschaft zu etablieren, scheiterte jedoch nicht zuletzt auch wegen seiner Unvereinbarkeit mit bereits bestehenden universitären Machtstrukturen. Darüber hinaus erzwang das schnelle Anwachsen ur- und frühgeschichtlicher Quellen eine zunehmende Spezialisierung der Forschung, was eine Mitbetreuung der Ur- und Frühgeschichte durch die Physische Anthropologie auf lange Sicht unmöglich machte.

Trotz daraufhin einsetzender Bemühungen um eine Verselbständigung bedurfte das neue Fach jedoch weiterhin der Fürsprache aus dem Kreis der bereits akademisch etablierten Fächer. Gustaf Kossinna konzipierte seine „Deutsche Archäologie“ deshalb zunächst als notwendige Spezialisierung im Bereich der Germanistik bzw. germanischen Altertumswissenschaft. Er hatte damit, wie seine insgesamt eher marginale Position an der Berliner Universität zeigt, jedoch letztlich nur begrenzten Erfolg.

So gelang es dem neuen Fach erst in einem weiteren Anlauf, jetzt mit Unterstützung der akademisch etablierten Geschichtswissenschaft und der mit ihr im Rahmen einer Klassischen Altertumswissenschaft eng verbundenen Klassischen Archäologie, die institutionellen Hürden zu nehmen. Wenngleich die Einrichtung eines ersten planmäßigen Ordinariats für Vor- und Frühgeschichte an der Universität Marburg im Jahre 1927 noch unter ganz anderen Rahmenbedingungen vollzogen wurde, trug sie letztlich doch ganz wesentlich dazu bei, dass der in 1930er Jahren einsetzende, politisch motivierte Ausbau des Faches überhaupt möglich wurde.

Summary

The years around 1900 were decisive for the establishment of pre- and protohistoric archaeology as an academic discipline in German-speaking countries. Amongst other things, it was at that time that the foundations of the subsequent university institutes were laid in Berlin and Vienna. Beginning with the developments in Berlin, the following contribution attempts to illuminate the intellectual and social framework in which the institutionalization of pre- and protohistoric archaeology took place in Central Europe. The conceptual ideas and strategies of the important protagonists, first and foremost Rudolf Virchow (1821–1902) and Gustaf Kossinna (1858–1931) are presented and placed in the context of the general developments within science (positivism) and society (nationalism) in Wilhelmine Germany. At the same time, the parallel developments in other fields of research (e.g. in the historical disciplines — including culture history, in ethnology and ethnography), where there were similar structural problems to be surmounted, are outlined.

From this basis it becomes possible, to question the picture of this decisive period presented in early treatments, which has been handed down virtually unaltered since. In recent years it has become common to view the situation circa 1900 exclusively from the perspective of the subsequent NS-period. This distorts the actual situation of this formative period, during which — as can be shown — pre- and protohistoric archaeology still had, with regard to content, many options open.

Nevertheless, the many attempts to establish pre- and protohistoric archaeology as an academic discipline at German universities, met initially with only limited success. In the end it required three initiatives from different academic milieus in order to successfully complete this process in the 1920s.

The first initiative is closely linked to the name, Rudolf Virchow. It was his desire to see prehistoric research institutionally anchored within the framework of what he conceived to be a unitary anthropological science.

One reason that his attempt to establish anthropology as central to prehistory failed, was his incompatibility with the existing university power structures. In addition, the rapid accumulation of prehistoric finds forced research to become increasingly specialised making the long-term custodianship of pre- and protohistoric archaeology by physical anthropology impossible.

Despite the efforts towards independence that followed, the new discipline was still dependent on approval from the circle of established academic disciplines. It was for this reason that Gustaf Kossinna initially conceived his 'German archaeology' as a specialisation within the field of German Studies. He had, as his rather marginal position at the Berlin University shows, only limited success.

The new discipline only succeeded in overcoming the institutional hurdles upon a third attempt, with the support of the established disciplines of history and classical archaeology. Although the establishment of the first regular Chair of Pre- and Protohistoric Archaeology at the University of Marburg in 1927 took place under completely different circumstances, it was one of the decisive factors that made the politically motivated expansion of the discipline during the 1930s possible.

Literatur

- Ament 2000
H. Ament, 100 Jahre West- und Süddeutscher Verband für Altertumswissenschaft. Seine Gründung und seine frühen Jahre (1900–1914). Arch. Nachrbl. 5, 2000, 13–32.
- Ackerknecht 1957
E. H. Ackerknecht, Rudolf Virchow. Arzt – Politiker – Anthropologe (Stuttgart 1957).
- Andree 1969
Ch. Andree, Geschichte der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1869–1969. In: Hundert Jahre Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1869–1969 (Berlin 1969) 9–142.
- Andree 1976/86
Ch. Andree, Rudolf Virchow als Prähistoriker. Bd. 1: Virchow als Begründer der neueren Deutschen Ur- und Frühgeschichtswissenschaft. Bd. 2: Briefe Virchows und seiner Zeitgenossen. Bd. 3: Register mit Kommentaren. (Köln 1976/1986).
- Andree 2002
Ch. Andree, Rudolf Virchow. Leben und Ethos eines großen Arztes (München 2002).
- Arnold 1990
B. Arnold, The past as propaganda: totalitarian archaeology in Nazi Germany. Antiquity 64 (244) 1990, 464–478.
- Arnold 1992
B. Arnold, The Past as Propaganda. How Hitler's Archaeologists Distorted European Prehistory to Justify Racist and Territorial Goals. Archaeology 45 (4) 1992, 30–37.

- Becker 2001
K. Becker, Die Gründung der Römisch-Germanischen Kommission und der Gründungsdirektor Hans Dragendorff. Ber. RGK 82, 2001, 106–135.
- Biehl et al. 2002
P. F. Biehl/A. Gramsch/A. Marciniak (Hrsg.), Archäologien Europas: Geschichte, Methoden und Theorien. Tübinger Arch. Taschenb. 3 (Münster 2002).
- Brather 2001
S. Brather, Stichwort „Kossinna, Gustaf“. In: RGA² 17, 2001, 263–267.
- v. Bruch et al. 1989
R. vom Bruch/F. W. Graf/G. Hübinger (Hrsg.): Kultur und Kulturwissenschaften um 1900. Krise der Moderne und Glaube an die Wissenschaft (Stuttgart 1989).
- Eberhart 1991
H. Eberhart, Karl Weinhold in Graz. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde im 19. Jahrhundert. In: Sievers 1991, 23–40.
- Eggers 1959
H. J. Eggers, Einführung in die Vorgeschichte (München 1959).
- Eggert 1995
M. K. H. Eggert, Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte: Zur Relativierung eines forschungsgeschichtlichen Mythologems. Mitt. Berliner Ges. Anthr. 16, 1995, 33–38.
- Eggert 2001
M. K. H. Eggert, Prähistorische Archäologie. Konzepte und Methoden (Tübingen 2001).
- Fetten 1998
F. G. Fetten, Urgeschichte, Vorgeschichte, Frühgeschichte und Archäologie: Ein forschungsgeschichtlicher Rückblick – Ein kritischer Ausblick. Mitt. Anthr. Ges. Wien 128, 1998, 81–105.
- Fiedermutz-Laun 1970
A. Fiedermutz-Laun, Der kulturhistorische Gedanke bei Adolf Bastian. Stud. Kulturkde. 27 (Wiesbaden 1970).
- Goschler 2002
C. Goschler, Rudolf Virchow. Mediziner – Anthropologe – Politiker (Köln 2002).
- Grünert 1992
H. Grünert, Ur- und Frühgeschichtsforschung in Berlin: In: Hansen/Ribbe 1992, 91–148.
- Grünert 1998
H. Grünert, Gustaf Kossinna und die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Mitt. Berliner Ges. Anthr. 19, 1998, 31–38.
- Grünert 2002a
H. Grünert, Gustaf Kossinna (1858–1931). Vom Germanisten zum Prähistoriker. Ein Wissenschaftler im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Vorgesch. Forsch. 22 (Rahden/Wesf. 2002).
- Grünert 2002b
H. Grünert, Gustaf Kossinna – ein Webereiter der nationalsozialistischen Ideologie. In: Leube 2002, 307–320.
- Gummel 1938
H. Gummel, Forschungsgeschichte in Deutschland. Die Urgeschichtsforschung und ihre historische Entwicklung in den Kulturstaaten der Erde I (Berlin 1938).
- Gummel 1951
H. Gummel, Was erwarten wir von der künftigen deutschen Literatur über Urgeschichte? Festschr. Gustav Schwantes zum 65. Geburtstag (Neumünster 1951) 4–12.
- Hachmann 1990
R. Hachmann, Gundestrup-Studien. Untersuchungen zu den spätkel-tischen Grundlagen der frühgermanischen Kunst. Ber. RGK 71 (2) 1990, 565–903.
- Haas 1994
St. Haas, Historische Kulturforschung in Deutschland 1880–1930. Geschichtswissenschaft zwischen Synthese und Pluralität. Münster-sche Hist. Forsch. 5 (Köln 1994).
- Hänsel 1991
B. Hänsel, Berlin und die Prähistorische Archäologie. Mitt. Berliner Ges. Anthr. 12, 1991, 9–17.
- Hakelberg 2001
D. Hakelberg, Deutsche Vorgeschichte als Geschichtswissenschaft – Der Heidelberger Extraordinarius Ernst Wahle im Kontext seiner Zeit. In: Steuer 2001, 199–310.
- Hansen/Ribbe 1992
R. Hansen/W. Ribbe, Geschichtswissenschaft in Berlin im 19. und 20. Jahrhundert. Persönlichkeiten und Institutionen. Veröff. Hist. Komm. Berlin 82 (Berlin 1992).
- Herrmann 1990a
J. Herrmann, Heinrich Schliemann. Wegbereiter einer neuen Wissen-schaft. Mit Auszügen aus Autobiographie und Briefwechsel sowie Testament und Lobreden. Erweiterte Neubearbeitung (Berlin 1990).
- Herrmann 1990b
J. Herrmann, Heinrich Schliemann, Troja und die Berliner Akademie der Wissenschaften. Das Altertum 36 (3) 1990, 114–156.
- Herrmann 1992
J. Herrmann, Schliemann und Virchow – Begegnung von Geistes- und Naturwissenschaften. In: I. Gamer-Wallert (Hrsg.), Troja. Brü-cke zwischen Orient und Okzident (Tübingen 1992) 51–66.
- Herrmann/Maaß 1990
J. Herrmann/E. Maaß (Hrsg.), Die Korrespondenz zwischen Heinrich Schliemann und Rudolf Virchow 1876–1890 (Berlin 1990).
- Hoernes 1893
M. Hoernes, Grundlinien einer Systematik der prähistorischen Ar-chäologie. Zeitschr. Ethn. 25, 1893, 49–70.
- Hoika 1998
J. Hoika, Archäologie, Vorgeschichte, Frühgeschichte, Geschichte. Ein Beitrag zu Begriffsgeschichte und Zeitgeist. Arch. Inf. 21 (1) 1998, 51–86.
- Hübinger et al. 1997
G. Hübinger/R. vom Bruch/F. W. Graf (Hrsg.), Kultur und Kulturwis-senschaften um 1900. Bd. II: Idealismus und Positivismus (Stuttgart 1997).
- Kaschuba 1999
W. Kaschuba, Einführung in die Europäische Ethnologie (München 1999).
- Kernd'l 1991
A. Kernd'l, Forschungsgeschichte. In: ders. (Hrsg.), Berlin und Um-ggebung. Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland 23 (Stuttgart 1991) 18–35.

- Klindt-Jensen 1975
O. Klindt-Jensen, A History of Scandinavian Archaeology. In G. Daniell (Hrsg.), *The World of Archaeology* (London 1975).
- Könenkamp 1991
W. Könenkamp, Gescheitert und vergessen: Folgenloses aus der Geschichte der Volkskunde. In: Sievers 1991, 171–194.
- Kohl 1987
K.-H. Kohl, Abwehr und Verlangen. Zur Geschichte der Ethnologie (Frankfurt/M. 1987).
- Kossack 1977
G. Kossack, Gero Merhart von Bernegg (1886–1959) – Vorge-schichtler. In: I. Schnack (Hrsg.), *Marburger Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Lebensbilder in Hessen 1 = Veröff. Hist. Komm. Hessen 35* (Marburg 1977) 332–356.
- Kossack 1986
G. Kossack, Gero v. Merhart und sein akademischer Unterricht in Marburg. In: O.-H. Frey/H. Roth/C. Dobiak (Hrsg.), *Gedenkschrift für Gero von Merhart zum 100. Geburtstag*. *Marburger Stud. Vor- u. Frühgesch.* 7 (Marburg 1986) 1–16.
- Kossack 1999
G. Kossack, Prähistorische Archäologie in Deutschland im Wandel der geistigen und politischen Situation. *Sitzber. Bayer. Akad. Wiss. Phil.-Hist. Kl.* 1999, 4 (München 1999).
- Kossinna 1896
G. Kossinna, Professuren für deutsches Altertum. *Die Grenzboten. Zeitschr. Politik, Literatur u. Kunst* 55 (2) 1896, 600–605.
- Kossinna 1902
G. Kossinna, Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet. *Zeitschr. Ethn.* 34, 1902, 161–222.
- Kossinna 1911
G. Kossinna, Anmerkungen zum heutigen Stand der Vorgeschichtsforschung. *Mannus* 3, 1911, 127–130.
- Kossinna 1929
G. Kossinna, 20 Jahre Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte. Vortrag am Stiftungsfeste 12. Januar 1929. *Mannus* 21, 1929, 1–12.
- Krämer 1977
W. Krämer, Fünfundsiebzig Jahre. In: *Römisch-Germanische Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts* (Hrsg.), *Festschrift zum 75jährigen Bestehen der Römisch-Germanischen Kommission*. *Beih. Ber. RGK* 58 (Mainz 1977) 5–23.
- Kunow 2002
J. Kunow, Die Entwicklung von archäologischen Organisationen und Institutionen in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert und das „öffentliche Interesse“ – Bedeutungsgewinne und Bedeutungsverluste und deren Folgen. In: Biehl/Gramsch/Marciniak 2002, 147–183.
- Leube 1998
A. Leube, Zur Ur- und Frühgeschichtsforschung in Berlin nach dem Tode Gustaf Kossinnas bis 1945. *Ethnogr.-Archäol. Zeitschr.* 39, 1998, 373–427.
- Leube 2002
A. Leube (Hrsg.), *Prähistorie und Nationalsozialismus. Die mittel- und osteuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933–1945*. *Stud. Wissenschafts- u. Universitätsgesch.* 2 (Heidelberg 2002).
- Matyssek 2001
A. Matyssek, Die Wissenschaft als Religion, das Präparat als Reliquie. *Rudolf Virchow und das Pathologische Museum der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin*. In: A. te Heesen/E. C. Spary (Hrsg.), *Sammeln als Wissen. Das Sammeln und seine wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung* (Göttingen 2001) 142–168.
- Menghin 1917
O. Menghin, Moritz Hoernes 1852–1917. *Wiener Prähist. Zeitschr.* 4, 1917, 1–13.
- Meyer 1884
E. Meyer, *Geschichte des Altertums*. Bd 1 *Geschichte des Orients bis zur Begründung des Perserreichs* (Stuttgart 1884).
- Meyer 1902
E. Meyer, *Zur Theorie und Methodik der Geschichte. Geschichtsphilosophische Untersuchungen* (Halle/Saale 1902).
- Meyer 1901
R. M. Meyer, *Urgeschichte*. *Zeitschr. Kulturgesch.* 9, 1901, 1–12.
- Meyer 1910
R. M. Meyer, *Altgermanische Religionsgeschichte* (Leipzig 1910).
- Mommsen 1890
Th. Mommsen, *Die einheitliche Limesforschung*. *Nation* 8, 1890, 168–170.
- Mommsen 1902
Th. Mommsen, *Römische Geschichte*⁹. Bd. I–III, V (Berlin 1902).
- Mommsen 1905
Th. Mommsen, *Reden und Aufsätze*² (Berlin 1905) 344–350.
- Mommsen 1997
W. J. Mommsen, *Kultur und Wissenschaft im kulturellen System des Wilhemismus: Die Entzauberung der Welt durch Wissenschaft und ihre Verzauberung durch Kunst und Literatur*. In: Hübinger/v. Bruch/Graf 1997, 24–40.
- Mühlmann 1984
W. E. Mühlmann, *Geschichte der Anthropologie*³ (Wiesbaden 1984).
- Narr 1979
K. J. Narr, *Besprechung v. Andree 1976*. *Bonner Jahrb.* 179, 1979, 729–731.
- Narr 1990
K. J. Narr, *Nach der nationalen Vorgeschichte*. In: W. Prinz/P. Weingart (Hrsg.), *Die sogenannten Geisteswissenschaften: Innenansichten* (Frankfurt/M. 1990) 279–305.
- Nippel 1991
W. Nippel, Max Weber, Eduard Meyer und die „Kulturgeschichte“. In: M. Hettling/C. Huerkamp/P. Nolte/H.-W. Schmul (Hrsg.), *Was ist Gesellschaftsgeschichte. Positionen, Themen, Analysen*. H.-U. Wehler zum 60. Geburtstag (München 1991) 323–330.
- Nippel 1993
W. Nippel, *Max Weber und die Althistorie seiner Zeit*. *Humboldt-Universität Berlin. Öffentliche Vorlesungen H. 5* (Berlin 1993).
- Nipperdey 1990
Th. Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866–1918*. Bd 1 *Arbeitswelt und Bürgergeist* (München 1990).
- v. Oppermann/Schuchhardt 1888/1916
A. von Oppermann/C. Schuchhardt, *Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen. Originalaufnahmen und Ortsuntersuchungen* (Hannover 1888–1916).
- Pape 2001
W. Pape, *Zehn Prähistoriker aus Deutschland*. In: *Steuer* 2001, 55–88.

- Pape 2002
W. Pape, Zur Entwicklung des Faches Ur- und Frühgeschichte in Deutschland bis 1945. In: Leube 2002, 163–226.
- Puschner 2001
U. Puschner, Die völkische Bewegung im wilhelminischen Kaiserreich. Sprache – Rasse – Religion (Darmstadt 2001).
- Puschner et al. 1996
U. Puschner/W. Schmitz/J. H. Ulbricht (Hrsg.), Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871–1918 (München 1996).
- Rebenich 1997
St. Rebenich, Theodor Mommsen und Adolf Harnack. Wissenschaft und Politik im Berlin des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Mit einem Anhang: Edition und Kommentierung des Briefwechsels (Berlin 1997).
- Rebenich 1999
St. Rebenich, Theodor Mommsen und die Archäologie. Arch. Inf. 22 (1) 1999, 28 f.
- Rebenich 2002
St. Rebenich, Theodor Mommsen. Eine Biographie (München 2002).
- Ribbe 1992
W. Ribbe, Berlin als Standort historischer Forschung. In: Hansen/Ribbe 1992, 45–88.
- Ryding 1975
J. N. Ryding, Alternatives in Nineteenth-Century German Ethnology: A Case Study in the Sociology of Science. Sociologus N. F. 25, 1975, 1–28.
- Sangmeister 1977
E. Sangmeister, 50 Jahre Vorgeschichtliches Seminar der Philipps-Universität Marburg. In: O.-H. Frey (Bearb.), Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Vorgeschichtlichen Seminars Marburg. Marburger Stud. Vor- u. Frühgesch. 1 (Gladenbach 1977) 1–44.
- Schipperges 1994
H. Schipperges, Rudolf Virchow (Reinbek 1994).
- Schneider 1911
H. Schneider, Zum heutigen Stand der Vorgeschichtsforschung. Manus 3, 1911, 121–126.
- Schrader 1901
O. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde. 2 Halbbd. (Straßburg 1901).
- Schuchhardt 1921
C. Schuchhardt, Rudolf Virchow als Prähistoriker. In: Festsitzung zum Gedächtnis des hundertjährigen Geburtstages Rudolf Virchows am 15. Oktober 1921 (Berlin 1921) 14–23.
- Schwerin v. Krosigk 1982
H. Gräfin Schwerin von Krosigk, Gustaf Kossinna. Der Nachlass – Versuch einer Analyse (Neumünster 1982).
- Sievers 1991
K. D. Sievers (Hrsg.), Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde im 19. und 20. Jahrhundert. Stud. Volkskde. u. Kulturgesch. Schleswig-Holsteins 26 (Neumünster 1991).
- Smolla 1980
G. Smolla, Das Kossinna-Syndrom. Fundber. Hessen 19/20, 1979/80 1–9.
- Smolla 1985
G. Smolla, Gustaf Kossinna nach 50 Jahren. Acta Praehist. et Arch. 16/17, 1984/85, 9–14.
- Stampfuß 1935
R. Stampfuß, Gustaf Kossinna ein Leben für die Deutsche Vorgeschichte (Leipzig 1935).
- Steuer 2001
H. Steuer (Hrsg.), Eine hervorragend nationale Wissenschaft. Deutsche Prähistoriker zwischen 1900 und 1995. RGA Ergbd 29 (Berlin 2001).
- Veit 1984
U. Veit, Gustaf Kossinna und V. Gordon Childe. Ansätze zu einer theoretischen Grundlegung der Vorgeschichte. Saeculum 35, 1984, 3–4; 326–364.
- Veit 1995
U. Veit, Zwischen Geschichte und Anthropologie. Überlegungen zur historischen, sozialen und kognitiven Identität der Ur- und Frühgeschichtswissenschaft. Ethnogr.-Archäol. Zeitschr. 36 (1) 1995 (1996) 137–143.
- Veit 2000
U. Veit, Kossinna and his concept of a national archaeology. In: H. Härke (Hrsg.), Archaeology, Ideology and Society: The German Experience (Frankfurt/M. 2000) 40–64.
- Virchow 1866
R. Virchow, Ueber Hünengräber und Pfahlbauten. Slg gemeinverständlicher wiss. Vorträge 1 (Berlin 1866).
- Virchow 1874
R. Virchow, Einleitendes Vorwort. In: J. Lubbock, Die vorgeschichtliche Zeit, erläutert durch die Ueberreste des Alterthums und die Sitten und Gebräuche der jetzigen Wilden (Jena 1874) V–VIII.
- Virchow 1877
Rudolf Virchow, Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staate (Berlin 1877).
- Virchow 1880
R. Virchow, Wortbeitrag in den Verhandlungen der XI. allgemeinen Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Berlin im August 1880 in stenographischer Aufzeichnung. Vierte Sitzung am Montag, den 9. August 1880. Korbl. Dt. Ges. Anthr. 1880, 75 ff.
- Virchow 1881
R. Virchow, Vorrede. In: H. Schliemann, Ilios: Stadt und Land der Trojaner. Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja (Leipzig 1881) VIII–XIX.
- Virchow 1884
R. Virchow, Über ostdeutsche prähistorische Altertümer. Corbl. Dt. Ges. Anthr. 15, 1884, 65–75.
- Virchow 1899
Rudolf Virchow, Meinungen und Thatsachen in der Anthropologie. Corbl. Dt. Ges. Anthr. 30, 1899, 80–83.
- Wahle 1941
E. Wahle, Zur ethnischen Deutung frühgeschichtlicher Kulturprovinzen. Grenzen der frühgeschichtlichen Erkenntnis. I. Sitzber. Heidelberger Akad. Wiss. Jg. 1940/41, 2. Abhandl. (Heidelberg 1941).
- Wahle 1950
E. Wahle, Geschichte der prähistorischen Forschung. Anthropos XLV, 1950, 497–538; XLVI, 1951, 49–112.

Warneken 1999

B. J. Warneken, „Völkisch nicht beschränkte Volkskunde“. Eine Erinnerung an die Gründungsphase des Fachs vor 100 Jahren. *Zeitschr. Volkde.* 95 (2) 1999, 169–198.

Westphal-Hellbusch 1969

S. Westphal-Hellbusch, Hundert Jahre Ethnologie in Berlin, unter besonderer Berücksichtigung ihrer Entwicklung an der Universität. In: *Festschrift der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte I (XXX 1969)* 157–183.

Wolters 2002

R. Wolters, Stichwort: „Mommsen“. In: *RGA² 20*, 2002, 157–161.

Zimmerman 1999

A. Zimmerman, Geschichtslose und schriftlose Völker in Spreeathen. Anthropologie als Kritik der Geschichtswissenschaft im Kaiserreich. *Zeitschr. Geschichtswiss.* 47 (1) 1999, 197–210.

Abbildungsnachweis

Abb. 1 Staatliche Museen zu Berlin - Preußischer Kulturbesitz, Museum für Vor- und Frühgeschichte.

Abb. 2 Abbildungsvorlage: Humboldt-Universität Berlin, Porträtsammlung der Universitätsbibliothek.

